

# SPIEGELSPIEGEL

Nr. 11

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

## Sankt-Elmsfeuer.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)  
Zu breiter, vom geräuschvoll treibenden Geschäftsvorkehr etwas seitlich gelegener Straße einer norddeutschen Großstadt befand sich an der Zugangstür eines ansehnlichen Gebäudes ein Porzellanbild mit der Aufschrift: „Dr. med. et chir. Cajus Rehwoldt“. Es nahm sich noch neu aus, aber doch nicht mehr wie von gestern, ein paar Jahre mochten schon mit Sonnenschein und Regen daran vorbei gewechselt haben. Gegenwärtig lag das erste darauf, und zwar heiße Nachmittagssonne eines Julitages.

Beim Eintritt durch die Thür ließ die Wohnung des jungen Arztes zugleich erkennen, daß er noch unverheirathet sei. Sie bestand aus drei Erdgeschosträumen, einem Schlaf-, Arbeits- und Vor- oder Wartezimmer. Das letzte zeigte keinen bedeutenden Umfang, so daß der Weitergelangende von der Größe des anstoßenden Raumes überrascht ward. Selbst ein halbes Dutzend breitkreisiger Schränke mit Insektensammlungen und

Herbarien verengten ihn nicht, darüber sahen zahlreiche Glaskästen mit ausgestopften Vogeln von den Wänden; das Ganze sprach von ungewöhnlichem

tung. Sonst wies das Zimmer noch die Einrichtung und die Bedürfnisgegenstände eines beschäftigten Arztes auf, der offenbar auf leibliche Bequemlichkeit

kein Gewicht legte. Ein Sopha fand sich nicht unter den sehr einfachen Möbelstücken, nur ein leichter Mohrlehnenstuhl stand vor dem großen Schreibtisch,

auf dem ein Häuflein eingeschriebener Bogen die Arbeit an einer wissenschaftlichen Abhandlung zu machen ließ.

Augenblicklich ruhte diese, denn es war gerade die Nachmittagsprechstunde und das Wartezimmer mit mehreren Leuten besetzt. Er erledigte die nacheinander folgenden Fälle sicher und rasch; wo es nothwendig fiel, stellte er eine gründliche Untersuchung an, man sah, daß er sich des Wissens und Römmens in seinem Berufe ruhig bewußt war und nichts



Beim Stellmacher. Nach dem Gemälde von A. Eckardt.

Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl in München.

Interesse für Zoologie und Botanik, doch ebenso von einem Vorhandensein der Mittel, um denselben nachhängen zu können. Auch die Bücher auf einigen Repositoryen denteten zumeist in die nämliche Rich-

mehr von der eigentümlichen, Unschlüssigkeit verbekenden Hapt eines Praxisanfängers besaß. Er hatte nach seinem Examen ja ein Jahr hindurch die Stellung des ersten Assistenten in einer chirurgischen

Klumpe bekleidet und sich an seinem neuen Niederlassungsort bereits einen gewissen Ruf in der Wundärztekunst erworben. So bewegte sich seine ärztliche Thätigkeit, der er sich mit ebenso vielem Erfolg als Eiser hingab, vorwiegend auf diesem Gebiete. Über den Ausdruck seines Wesens verbarg trotzdem nicht ganz, daß es im Wesentlichen eine von außen kommende Röthigung des Lebens sei, welche ihn zur Ausübung seiner Wissenschaft und möglichsten Geweiterung seiner chirurgischen Praxis veranlaßte. Ein hin und wieder nach den Wänden des Zimmers abschweifender Blick vertieft, eine Lieblingsneigung suchte seine Gedanken zur Beschäftigung mit anderen Gegenständen zu verloren, und sowohl die Sammlungen in den Schränken, als ein geöffnet auf dem Schreibtisch liegender Brief bezogenen, worin diese Vorliebe bestehet. Der Brief bildete einen höchst anzeigenden Beleg der Anerkennung, welcher sich der junge Arzt erfreute, denn er enthielt, von der Hand des ordentlichen Professors der Zoologie Friedrich Dedeckel unterzeichnet, eine offizielle Aufforderung desselben an Rehwoldt, ihn auf einer von der Regierung ausgetragenen mehrjährigen wissenschaftlichen Expedition in's Innere von Südamerika zu begleiten. Das Schreiben ließ ein Voraußgegangen sein öfterer mündlicher Verhandlungen erkennen und trat jetzt nur als amtliche Bestätigung früher schon gemachter Anerbietungen auf. Es trug ihm die Stellung des ärztlichen Berathers bei der Expedition an, fügte aber hinzu, wie nicht die chirurgische Tüchtigkeit Rehwoldt's allein den Ausschlag gegeben, sondern daß seine ausgebreiteten zoologischen und botanischen Kenntnisse, sowie die Leistungen, welche er auf diesen Gebieten bereits zu Tage gefördert, ihn dem Führer der großen wissenschaftlichen Forschungsreise als höchst wertvollen Beihelfer erscheinen ließen. Der Brief schloß mit der Bitte um raschste Beilage, da noch nicht bestimmbare Umstände vielleicht einen früheren Aufbruch, als er bisher in Aussicht genommen worden, erfordern könnten.

Die Beeinflussung durch die Jahre und die Handlungen geistiger Neigungen sind oft seltsam, von Unzulänglichkeiten abhängend, und Cajus Rehwoldt hatte in den ersten Semester seines medizinischen Studiums keine Ahnung davon besessen, daß er sich in Berläufe derselben mit so besonderer Hingabe zu eignen der Naturwissenschaft zuwenden würde, deren Kollegen er anfangs als solche betrachtet hatte, die „nur vorhanden seien, um gleichmäig zu werden“. Wie dieser Brief in ihr entstanden, wirkte er selbst kaum, doch hatte derselbe ihn plötzlich einmal gespielt und brachte in jähem Uebergang aus einem gebrauselos in den Tag hineinumzulenden Studenten einen ernsthaft aufwärtsstrebenden Arbeiter gemacht. Zumal freilich noch ausgeschließlich in seiner gewohnten Berufswissenschaft, allein dann war er von der letzten zur Veränderung seiner Bekannten eines Tages nicht mehr bestredigt worden, und er hatte alle ihm von seinem Studium geliehenen Künste und Kenntnisse zu einemmalen Umherschreiten in Feld und Wald bemüht. Von diesen Wanderrungen brachte er sonderbarer Weise im Anfang stets große blaue oder grüne der wilden Schneebälle und des Geißplatzes mit sich nach Hause; alle jüngsten Pflanzen schienen für ihn kein Interesse zu haben. Die beiden Germanen aber begann er besonders zu studiren und zu zergliedern, als ob er bei ihnen einen besonderen, wichtigen Aufschluß über etwas zu gewinnen erwartete, und unverfehlbar war es, daß dieser merkwürdigen Spezialbeschäftigung ebenfalls seine wissenschaftliche Auffassung am allem augenfälligsten Naturleben herangezogen. Seine eigene Natur jedoch gleichzeitig eine Veränderung erlitten zu haben; die jüngste Kapazität derselben hatte sich zu einem wunderbaren Ernst umgewandelt, der, alle Bergsteiger der Jugend ausgebaut, einzig noch in jenen neuen Unternehmungen und der Auslegung der Sammlungen einer Präzisionsart und Genauigkeit. Die Wallfahrt lag nahe, daß irgend ein Ereignis hätte Wirkung auf ihn geübt und diese Veränderung seines Wesens erzeugt habe, und — wie es zunächst zu geschrieben violegi, wenn sich ein lebensfröhlicher junger Mann plötzlich zu einem Einsiedler und halben Esoteriker umgewandelt — rich man auf

eine unerwiderte Liebeerregung. Doch ihm näherstehende konnten diese Annahme mit Bestimmtheit verwirren, denn während er in seinen ersten Semestern ein flotter Läger und in der studentischen Kunst des „Boussirens“ hervorragend bewandert gewesen war, hatte er sich nachher mehrere Jahre lang mit unverkennbarster Gleichgültigkeit von jeglichem weiblichen Verkehr ferngehalten. Und in der kleinen Universitätsstadt, wo das tägliche Thun und Treiben seines der ihr Angehörigen verborgen blieb, konnte eine Täuschung in dieser Hinsicht selbst durch etwaige vorsichtige Geheimhaltung eines Verhältnisses nicht in Frage kommen. Ohne anfindbare Erklärung war Cajus Rehwoldt aus einem Saulus zu einem Paulus, vom leichtlebigen Corpsburschen zum „Wissenschaftssimpler“ geworden, der dann obendrein noch sein Fachstudium über kaum damit zusammenhängenden Allotriis vernachlässigte. Er hatte, als er nach Beendigung seines dritten Semesters sich noch in der alten fröhlichen Laune plötzlich mit ausdauerndem Fleiß auf seine Medizin geworfen, den Eindruck erregt, daß er möglichst schnell eine eigene selbstständige Lebensstellung zu erringen trachte. Aber nach dem Ablauf einiger Jahre war auf einmal dieser Eifer wieder bei ihm erloschen; es schien ihm durchaus gleichgültig geworden, ob er sein Examen früher oder später machen könne, und er vertieft sich ganz in seine neuen botanisch-zoologischen Interessen. Und während er gegenwärtig in der schwülheißen Juliennachmittagsluft die Fälle seiner Sprechstunde erledigte, stand ihm in der Mieke zu lesen, daß er trotz der Sorgfalt seiner Untersuchungen auch jetzt nicht ausschließlich bei diesen Gedanken aufwändig sei. Die sechs oder sieben Jahre, seitdem die Umwandlungen mit ihm vorgegangen, hatten naturgemäß auch auf seine körperliche Erscheinung gewirkt. Er war zu kraftvollerer Entwicklung vorgeschritten und zog, in schöner, erster Mannesjugend befriedlich, gleicherweise durch leibliche Gestaltung wie durch die geistige Ausprägung der Gesichtszüge den Blick auf sich. Nur lag in dem Letzteren für die jungen Damen der Häuser, in die sein Verkehr und Beruf ihn führte, zu viel Abgewandtheit von allen wesentlichen Interessen, welche für sie den Inhalt des Lebens ausmachten. Ausschließlich wissenschaftliche Fragen besaßen ein Anrecht an seine Aufmerksamkeit, und wie sich kaum ein Wort gesellschaftlicher Galanterie bei ihm auf den Lippen vorstellen ließ, so fiel es unmöglich, seine gleichmäßig ernste Ruhe durch eine gemüthliche Erregung, eine Aufwallung durchbrochen zu denken. Das mußte im Allgemeinen der Anteilnahme an einem jungen Mann Abbruch thun und war im Besonderen bei dem Dr. Rehwoldt sehr schade. Denn zu seinem eigenen Besten wäre zu wünschen gewesen, daß er bald eine geeignete Lebensgefährtin in sein Haus geführt hätte. Aber dazu hörte ein unterjedender Blick für die Vorzüge eines weiblichen Wesens vor dem anderen, den der junge Arzt offenbar nicht inne hatte, da sein Verhalten gegen alle stets genau das gleiche blieb. Ihm schien nach dieser Richtung der Schönheitssum wie das geistige Urtheil völlig zu mangeln, und wenn auch selbstverständlich in schicklichen und gebildeten Kreisen der Ausdruck des Bedauerns sich nicht in das Wort fügte, daß er keiner Leidenschaft fähig sei, so drückte doch die wohlgesittete Form, man halte ihn keiner Neigung zugänglich, der Sache nach ungesähr das Römische aus.

Am hatte er den letzten Patienten entlassen, der Warteraum war leer, und er ging einige Mal in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm den Brief des Professors Dedeckel zur Hand, überlas ihn nochmals, griff daran nach der Feder und schrieb:

Hochberehrter Herr und Freund!

Sie selbst fühlen am besten, daß es mir schwer wird, auf Ihren ehrenvollen und verlorenden Antrag mit einem abfälligen Bescheid zu erwidern. Durch die lebensvollen, geistig und gemüthlich ausregenden Vorträge Ihres Kollegs sind zuerst die Sätereien in mir geweckt worden, deren ich in dem Augenblick als „Antidot“ bedurfte, als ein Ereigniß

in mein Leben fiel, das mir alle Energie desselben zu lämmen und mich zu einem zwer- und unglücklichen Geist zu machen drohte. Ich war vor einem Zusammenbruch in meinem Ganzen zu retten, mußte mein Geist zu jener Zeit eine mächtige Stütze finden, sich an sie zu klammern, und ganz auf sie zu verpenden, und die dankte Ihnen. Unter Ihrer Anleitung vertieft ich mich in das mir bis dahin fremd gebliebene Naturreich und fand in seiner wissenschaftlichen Betrachtung, dem Verkehr mit ihm, eine Beschwichtigung meiner Seele. So empfinde ich selbst es als höchst unantastbar, daß ich heut Ihren Wünschen nicht entspreche, zumal, da die Gründe meiner Absehung egoistisch sind. Aber ich habe durch die Anregung meiner Sammlungen das mir als Erbherr zugefallene Vermögen fast erschöpft und bin für die Weiterexistenz auf meinen ärztlichen Beruf angewiesen. Es ist mir gelungen, hier in zwei Jahren wieder über Erwarten zu einer lohnenden Praxis zu gelangen, die ich aufgeben müßte, um bei der Rückkehr von Ihrer Expedition mich genügend zu sehen, wieder als unbemittelster Anfänger zu beginnen. Sie wissen, mit den Jahren tritt die Vernunft in ihre Rechte, besonders bei einer leidenschaftlicher Unbedachtsamkeit so unschuldigen Natur wie Mütter und Töchter sie in unserer Stadt bedauerlich an mir erkannt haben, und meine gegenwärtige Absage läßt mich allerdings selbst erkennen, daß ich darüber vernünftig geworden bin. So sehr, daß ich z. B., trotz meiner Abneigung gegen die Thorheit sogenannter gesellschaftlicher Vergnügungen, heute Abend der Einladung zu einem Gartenfest folge leisten werde, weil die Veranstalter derselben mich kürzlich zum Hausarzt angeworben haben und mein Erscheinen dort vielleicht fördernd auf die Erweiterung meiner Praxis wirkt. Je mehr ich mich eben steigert, desto besser werde ich in den Stand gesetzt, mich in meinen Nutzen zu wenden, die Lieblingsbeschäftigungen zuwenden zu können, zu welchen Sie, verehrter Freund, den Antrieb in mich gelegt und die den tröstlichen Inhalt meines vernünftig gewordenen Lebens bilden. So begleite ich Sie mit dem gleichen Richtungsziel unserer Gedanken und unserer Thätigkeit doch auf Ihre Reise, von der ich für Sie erfolgreichste und glücklichste Heimkehr erhoffe, um nach dieser mit Ihnen an den Einzigsten teilzunehmen, was eine Enttäuschung im Leben mit sich bringt, den Ergebnissen und Erträgnissen Ihrer wissenschaftlichen Forschungs- und Sammlungsbestrebungen.“

Der Arzt fügte dem Brief Schlüß und Unterschrift hinzu, versiegelte ihn und verschickte mit der in die benachbarte Universitätsstadt gerichteten Adresse; dann blickte er, sich auf seinem Stuhl zurücklehnd, ein Weilchen unthätig durch das offene Fenster auf die wenig belebte Straße hinaus. Sie lag bereits im Schatten, denn die Sonne war schon darüber hinter die Häuserreihe gegenübergetreten. Unbewegt standen die verschiedenartigen sich in der Mitte als Allee hindurchstreckenden Bäume, nur von einem der letzteren zog zugleich ein Geräusch und ein süsser Duft herüber; es war eine in der Blüthe stehende, noch von tanzendem Bienen und Hummeln durchwundene Linde.

Der Blick Cajus Rehwoldt's hastete eine Zeitlang regungslos auf ihr, danach schloß er die Augen und atmete so einiges Mal den in's Fenster strömenden Duft ein. Wie er die Lider wieder öffnete streckte seine Hand sich mechanisch nach einem Schubfach des Schreibtisches und nahm einen halb zusammengefalteten Papierbogen daraus hervor. Derselbe gehörte augenscheinlich in eines seiner Herbarien, denn er zeigte beim Auseinanderschlagen ein geprätes, allein sichtlich schon zuvor verwelktes Lindenblatt und eine Lindenblüthe daneben. Doch fand sich keine botanische Nomenklatur darunter, sondern statt ihrer stand mit unsicherer Schrift auf die untere Hälfte des Bogens geschrieben:

Dies Blatt, das die Gestalt des Herzens trägt,  
Es hat mein Herz zum ersten Mal geregt;  
So glaubt' ich, hält' es Dein's an meinem Munde  
Mit ihm verknüpft in gleicher Wunderstunde.

Und wie ich ohne Wort den Kuß Dir nahm  
Und wortlos Deine Lippe wieder kam.  
So glaubt' ich, schwiegend sei dem ew'gen Bunde  
Das Siegel ausgeprägt vom Mund zum Munde.  
  
Es hatte sich das Flammenspiel der Nacht  
In meiner Brust zur Sonnengluth entfacht,  
Und wie ein Blitz sie mir in's Herz gefündet,  
Vom gleichen Blitzstrahl glaubt' ich Dein's entzündet.  
  
Er trug den Glauben ich von Tag zu Tag  
An unser Herzen wortlos gleichen Schlag,  
Bis vor der Welt der Tag des Glückes kame,  
Doch leichten Worts mein Recht an Dich ich nahme.  
  
Die kam ein Tag — ich habe nicht geweint,  
Dieser bleibt das Auge, das vom Schmerz versteint —  
Die Botschaft kam, daß Du an fremdem Munde  
Das Siegel brachst von unsrem stummen Bunde.  
  
Die Botschaft kam, daß mich mein Glanze trog,  
In jener Nacht mir Deine Lippe lag,  
Doch, was mein Herz als Sonnengluth empfangen,  
In Deinem kalt als Stergleucht zergangen.

Die Botschaft kam, daß Du des Andern Frau —  
Die Sonne fiel mit aus dem Himmelblau —  
Mein Leben gab ich gläubig einem Kinde,  
Das warf's dem Wind hin, wie dies Blatt die Linde."

Die Augen des jungen Arztes gingen über die Verse, die einzigen, die er in seinem Leben geschrieben hatte. „Facit pectus disertem,” murmelte er unwillkürlich halblaut. Aus den Lidern hervor fiel auf das welche Lindenblatt ein schweigsam-schwerfälliger Glanz, doch er redete, daß er als Überrest eines heißen Funfels geblieben sei, und daß diejenigen sich wenig auf Menschenkenntniß verstanden, welche den scheußlich trockenemessenen Wissenschaftler leidenschaftlichen Aufsturm unsfähig hielten. Einmal wenigstens hatte ein solcher ihn in der Tiefe durchdrückt — nicht in jener Nacht noch, von der das Irrlicht sprach, doch an dem Tage, als zufällig aus fremdem Munde „die Botschaft“ ihn getroffen, und sein Blick hat in diesem Moment deutlich kund, der Sturm lauere noch innier, nur gewaltsam niedergezwungen, nicht durch Vergessen überwunden, im Grunde seines Herzens.

Nun legte er den sichtlich oft hervorgenommenen Papierbogen in das Schubfach zurück, die Sonne warf lange Abendschatten, er stand auf und trat in sein Schlafzimmer. Von dort kam er gesellschaftlich angekleidet zurück, steckte seine Verbandstasche zu sich, weil ihm noch einige Krankenbesuche oblagen, und verließ unter gewohntemäßiger Angabe, wohin er gehe, das Haus. An der Straßenecke fiel ihm ein, daß er seinen Absagebrief mitzunehmen vergessen habe. Er wollte noch einmal umkehren, doch ein Bekannter redete ihn gleichzeitig mit einer halben Consultationsfrage an. So kam er nicht mehr dazu, das Schreiben zu holen, es hatte auch bis Morgen noch Zeit genug.

Als er seinen ärztlichen Pflichten nachgekommen und sich der ziemlich entfernten Gegend zugewandt, wohin die abendläufige Einladung ihn berief, war es bereits tief dämmernd geworden, und Musikklänge läudeten ihm entgegen, das Gartenfest habe schon lange seinen Anfang genommen. Es zeigte sich von den Veranstaltern mit allem dem Glanz ausgestattet, zu welchem ihr außerordentlicher Reichthum sie verpflichtete und den die besonderen Umstände ihres Grundbesitzthums ihnen ermöglichten. Obwohl das Haus noch einer Straße des vornehmsten Stadtviertels angehörte, zog sich hinter ihm ein Garten entlang, der vollen Anspruch auf den Namen eines Parks erheben durfte; eine Fülle Jahrhunderte alter Bäume reichte mit ihrem Ursprung bis zu der Zeit zurück, als wilder Naturwald sich noch hierher erstreckt hatte. Sezt freilich waren sie nur von der Kunst verwerthete Überreste der Vergangenheit, von mäandrischen Wegen umschlungen und zur Anlage dunkel überschatteter Einsamkeiten der abwärts belegten Gartenausdehnung benutzt. Auf dem Bordstein derselben führte eine breite Steinterrasse des Gebäudes mit einigen Stufen zu einem großen freien Platz nieder. Diesen nahm sonst feingeschorene englische Rasenfläche ein, doch für heute war er ganz mit einem parkartigen, glattgefügten Bretterboden überdeckt worden, um der Jugend zur Befriedigung der

Tanzlust zu dienen. Rundumher lief eine mehrfache Reihe buntfarbiger Lampen, die sich zu Tauen, größer und kleiner, überall in der vorderen Gartenhälfte schwenkten. Zu ausgiebigerer Erhellung indeß loderten an gesicherten Stellen außerdem Fackeln und Bechtfännen, deren Entzündung die Dicke eben beendigten, als Caius Nehwoldt eintraf. Neben hundert Gäste mochten schon versammelt sein, doch nach den Brichtungen wurde sicherlich die doppelte Anzahl noch erwartet. Der Geburtstag der Frau des Hauses gab einen schicklichen Vorwand zur Entwicklung außergewöhnlichen Brutes und Schausstellung desselben vor den Augen einer Gesellschaft, von deren erstaunlicher Theilnehmerzahl die Stadt einige Tage reden sollte. Der junge Hausarzt suchte die Hausfrau und den Hausherrn zur Begrüßung auf; sie waren selbstverständlich außerst erfreut, ihn zu sehen, doch offenbar und begreiflicherweise hatten beide den Kopf von mancherlei Dingen voll, und die pflichtmäßige Ankunftsunterhaltung beschränkte sich auf ein paar über das Wetter ausgetauschte Worte. „Ich hoffe, wir werden eine schöne Nacht für unsere Gäste haben.“ — „Der Himmel droht ein wenig, es hat vorhin einmal gewetterleuchtet.“ — „Das bedeutet hoffentlich nichts, vor Allem, wenn Sie mitthelfen, die schädlichen Wassergeister fernzuhalten, lieber Herr Doktor.“ Andere Gäste stellten sich vor, und Nehwoldt trat zur Seite.

Es war ein sehr farbiges, sehr mannigfaltiges Bild, das sich in der rothen und bunten Beleuchtung rundum dem Blick darbot; zwischen die allerdings dunkle Gesellschaftstracht der Herren und älteren Frauen warfen die jungen Damen flatternde Blüthensträuße leuchtender, leichter und duftiger Sommerblüten hinein; besonders wie das in einem Pavillon aufgestellte Orchester nun eine Tanzmelodie anhob und damit der Jugend das Zeichen zum Beginn des wesentlichsten Theiles der Gartensoiree gab. Kaleidoskopisch flog es über dem Parkettboden an den Augen Nehwoldt's vorüber, und er sah einige Minuten darein, doch ohne daß es ihm ein Interesse einflößte. Ihm erschien dieses Herumdrehen der Paare nur lächerlich und sumlos; wozu thaten sie es eigentlich? Weil es Brauch war und man gegenseitig vorgab, sich vortrefflich dabei zu amüsiren. Doch ein Blick auf die steife Anstandshaltung und die leeren Puppengesichter der jungen Tänzerinnen ließ erkennen, daß sie alle nur etwas von einer gesellschaftlichen Mode Verstatteet und Gefordertes, rein Menschenliches mitmachten, ohne von irgendwelcher inneren Bewegung dabei erfaßt zu sein. Sie hatten tanzen gelernt und zeigten sich in dieser Kunselfertigkeit; ebenso war ihnen beigebracht worden, wie man in den Bäumen eine schicke Konversation zu führen habe, und sie wetteiferten, den ertheilten Regeln genan, ohne Übertretung einer Vorschrift, nachzukommen. Ihre Gesamtheit bildete eigentlich nur einen einzigen großen Körper, dessen hundertfältige Glieder und Zungen automatisch gleichmäßig bewegt wurden; von Menschennatur, Sinneserregbarkeit, geweckter schöner, freudiger oder stürmisches Empfindung war nichts darin vorhanden, oder wenn es ausnahmsweise irgendwo mit rascherem Puls klopfen möchte, so ward es sorgfältig unter steifster, nichtssagendster Auslandsmaske verborgen. Mit einem angeodeten Empfinden sah der junge Arzt darauf hin; es war die ihm bekannte Blutleere der „guten“ Gesellschaft, die da einen Beleg ihrer feinen Bildung vorführte. Waren es Burschen und Mädchen aus dem „Volk“ gewesen, welche Lust hätte aus den Mienen gelacht, wie hätten die Augen geblitzt, die stürmische Bewegung Fluthwellen von Leidenschaft in den Gliedern geschwelt! Aber wie niedrig und mißächtlich wäre das auch diesen tadellosen Drahtpuppen als ein Kennzeichen gemeiner Menschennatur erschienen. Nehwoldt kannte eine ziemliche Anzahl der anwesenden Gäste persönlich, und um den lästigen Begrüßungen mit der Wiederholung gleicher inhaltsloser Phrasen auszuweichen, begab er sich von dem taghell überglänzten Borderraum des Gartens fort in den parkartigen Theil derselben hinein.

(Fortsetzung folgt.)

## Mainz und die Revolution, 1792—93.

Von A. Demmer.

**G**oethe hat in „Hermann und Dorothea“ den freudigen Wiederhall geschildert, den die französische Revolution von 1789 anfänglich auf deutschem Boden hervorrief:

„Wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,

Als sich die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,

Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,

Bon der begeisternden Freiheit und von der läblichen Gleichheit!

Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben; es schien sich Auflösen das Band, das viele Länder umstrickte,

Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.“

Und weiter erzählt der Dichter von dem warmen Empfang, den die ersten Kriegsschaaren der Franzosen in den austostenden deutschen Grenzlanden am Rheine fanden:

„Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken

Mützen näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.

Und sie brachten sie auch: denn ihnen erhöht wär die Seele

Aller; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der

Freiheit,

Jedem das Seine versprechend, und Jedem die eigne

Machtung.

Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,

Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.“

Mainz war die erste deutsche Stadt, wo der Freiheitsbaum mit der phrygischen Mütze errichtet ward; in Mainz entwickelte sich damals — zum ersten Male im Reich seit den Tagen des Bauernkrieges — eine freiheitliche Bewegung. Ihre kindliche Unreife und Unklarheit hat Niemand genauer durchschaut und in ihren Gründen besser erkannt; als einer ihrer Hauptleiter, der heute zu Utrecht so wenig bekannte und gelesene Georg Forster, der sich auch darüber keinen Illusionen hingab, daß das deutsche Volk als Ganzes zu keiner Revolution reif war. Diese schmerzliche Erkenntniß hat ihn nicht an seinem republikanischen Ideal irre werden lassen und ihn auch nicht zur Unbilligkeit verführt. „Wenn wir nun gleich,“ so schreibt er einmal, „in politischer Hinsicht über die Revolutionsanhänger in Deutschland ein strenges Urtheil fällen, so gibt es doch einen anderen Gesichtspunkt, der uns wieder mit ihnen ansöhnt. Die ersten Versuche des Menschen, der jetzt eben den Fesseln der Sklaverei entrinnt und für sich allein seinen Weg durch's Leben zu wandeln anfängt, mögen noch so tölpisch und unbeholfen scheinen, dennoch erwecken sie eine Hoffnung in der Brust des Menschenfreundes, die ihn an der weisen Lenkung des Schicksals seiner Gattung und an ihrer moralischen Kausalität nicht verzweifeln läßt. Das absichtlose Zappeln des Sänglings und die mit öfterem Fallen begleiteten Versuche zum Gehen des jährigen Kindes erfreuen das väterliche Herz, das in ihnen die Kraft des künftigen Jünglings und Mannes schon wahnimmt. Freiheit, dieses höchste Ziel, dem der Mensch in sittlicher und bürgerlicher Beziehung entgegenreisen kann, wird ohne wiederholtes Ausgleiten und Irrgehen nicht errungen; aber ist sie es nicht werth, so theuer, ja, theurer noch erfaust zu werden? Wenn uns in den Ereignissen unserer Zeit die Schwäche, die Unbesonnenheit, die Kurzsichtigkeit der Menschen, die zum Genuß ihrer angeborenen Rechte hinanstrebten, ein betrübendes Schauspiel gewähren, wo wäre die Billigkeit, sie selbst dafür verantwortlich zu machen, da ihre lange Knechtschaft allein die Schuld aller ihrer Mängel und Gedrechen trägt?“

Diese Worte hätten sich jene superflugen Herren Professoren hinter die mehr oder weniger langen Ohren schreiben sollen, die mit vollen Schalen wohlfeilen Spott über die Mainzer Republikaner von 1792—93 ausgegoßen haben. Das Auge des Freiheitsfreundes wird mit Theilnahme, wenn auch nicht immer mit Billigung auf der Mainzer

Bewegung ruhen. Ihr gerecht zu werden, muß man ihre Vorgeschichte kennen und um die schier unglaubliche Versumpftheit des Bodens wissen, auf dem sie gewachsen ist.

Die Stadt Mainz zählte gegen Anfang des letzten Dezenniums im 18. Jahrhundert einige 30 000 Einwohner und war der Mittelpunkt des gleichnamigen Kurfürstenthums mit einer Bevölkerung von fast 300 000 Seelen. Der Mainzer Kurfürst aber war gleichzeitig erster Erzbischof des Reiches, sein Gebiet somit ein geistliches Fürstenthum, wie es deren im heiligen römischen Reich noch zahlreiche andere gab. Ihnen allen war gemeinsam, daß ihre inneren Zustände noch viel fauler und unhaltbarer waren, als in den weltlichen Staaten Deutschlands. Die wirtschaftlichen Fortschritte, die andere Staaten unter dem Absolutismus gemacht hatten, waren ihnen vorenthalten geblieben, weil sie noch mitten im unverfälschten Feudalismus drinsteckten. Die geistlichen Fürsten wurden von den Domkapiteln der betreffenden Gebiete gewählt und begreiflicherweise in Abhängigkeit erhalten. Die Domkapitel aber waren weiter nichts als Verwaltungseinheiten für die jüngeren Söhne des habsburgischen Reichsadels: die adeligen Herren, die solche Privileien in Händen hatten, hinderte ihr geistliches Gewand nicht im Mindesten, aus den ihrem Schutz befreilichen Schafen möglichst großen Profit heranzuzögeln: sie waren solche Hirten, die ihre Herde nicht scheeren, sondern schinden, denn sie hatten keine Erben, auf die sie hätten Rücksicht nehmen müssen. Das Alles galt auch von dem Mainzer Domkapitel. Außer dem Stiftsadel, der seine Einkünfte in trügerem Wohlleben verbrauchte, lastete auf dem Lande der Kurfürst selber mit seinem ganzen Anhang, unter dem wenigstens zu Zeiten des bei Beginn der Revolution regierenden Friedrich Karl Joseph die Mätressen nicht zu vergessen sind, eine zahlreiche Bürokratie, die aus den Unterkünften die Kosten ihrer gesuchten Stellungen herauszuholzen strebte, und eine massenhafte Geistlichkeit; von Beamten gab es damals, ungeachtet Militär und Lehrer, 2200, Personen gehörigen Standes 2928. „Umgekehrt 5100 Personen bedienen“, wie der zeitgenössische Statistiker Dohm sagt, „mit Redtsprechern und Geldeinsammlern, Lehren und Beschwörungen, mit Tragen grauer, schwarzer und weißer Robe, mit Abtheilung ihres Hauptes oder Anhängen eines Schäufels an ihren Stock die 318 000 Einwohner des Staates, deren 62 Mensch ein Besoldeter, deren 106 ein Geistlicher ist.“ Schwer lastete auch auf dem Lande das Anhängsel der geistlichen Aristokratie, das vornehmlich vom Rüttigung oder vom Teitel lebte, ein Lumpenproletariat, das ungefähr ein Viertel der Bevölkerung ausmachte. Um die wirtschaftliche Kraft der produzierenden Stände zu heben, gehörte nichts. Dagegen waren sie an Händen und Füßen gebunden, jenseit sie auf den Hembel angewiesen waren, durch adelige Privilegien und durch ein tolles System verhältnißtoller Zölle. Der Bauer zeigte noch alle möglichen Merkmale feudalistischer Sklaverei, auf ihm lastete der Zehnt, das Zogengeld, die Kopfsteuer, der Herdschilling, die Königsschweine, das Röth- und Dranengeld usw.; Zwanzigjährigen, Neunjährigen, Martinsgäste, Leibhühner, Haubdrücke, Blutzuhenden und Achselhosen mehr bedenken ließen, als auszuhändigen.

Eine merkwürdige Sorte Christen waren natürlich die geistlichen Herren, die ihren Rang in der katholischen Kirche so gut für ihren weltlichen Vortheil auszunutzen verstanden. Erfreulich, als das revolutionäre Ungemüter im Westen schon ziemlich entschlossen zu weiterleuchten begann, hielten sie es doch nicht einmal mehr für nötig, wenigstens den Schein der Unwichtigkeit zu wahren. Sie kostümierten mit der Ausfütterung und dem Materialismus. „In den Zeiten des Adels“, sieht man bei Berthier, der bei Mainzer Zeitläufe sehr wohl kannte, „wurde das Eigentum und Besitztum als Vortheil höchst geschwungen. In den Zimmern mancher Domherren sah man statt des Prinzipates die Büste von Caesar, auf den Türen lagen Abbildungen der Summen und die Schriften des Petrus.“ Der

Erzbischof-Kurfürst Friedrich Karl ging darin mit gutem Beispiel voran. An seinem Hof las der freigeistige und demokratische Dichter Heinse den „Ardinghesso“ vor und ward dafür vom Kurfürsten mit 20 Dukaten belohnt. Neben anderem Aufklärern zog er nach seiner Hauptstadt als Universitätsbibliothekar den Weltumsegler Georg Forster, dessen Republikanismus nach den berühmten „Ansichten vom Niederthein“ und anderen Schriften Niemandem ein Geheimnis sein konnte. Der Kurfürst betrieb diese Sachen als Sport; denn am hergebrachten Schlendrian ward nichts geändert. Die Mainzer Privilegirten dachten nicht im Traume daran, aus ihren literarischen Liebhabereien praktische Konsequenzen zu ziehen.

Das zeigte sich, als mit den beginnenden neunziger Jahren die Zeit kam, da der Boden Frankreichs der gefürchteten Aristokratie zu heiß wurde, da die Herren vom Adel in immer größeren Scharen über die Grenze gingen, um in den anstoßenden Gebieten des heiligen römischen Reiches gegen ihr Vaterland zu konspiren und zu kontrarevolutionären Zwecken die Soldaten des Kaisers, des Königs von Preußen, des Reiches auf ihre Landsleute zu hetzen. Das wilste Treiben der Emigranten am Rhein machte sich, außer in Koblenz, besonders breit in Lande des Mainzer Kurfürsten, der ungeschickt die elementaristischen Pflichten der Neutralität verlegte, um die hochverrätherischen Flüchtlinge zu fördern. Aus dem kurfürstlichen Zeughaus wurden die Emigranten mit Waffen versehen, durften unter Friedrich Karl's Segen ein Feldlager bilden und sich mit unerhörter Freiheit ein Durchsuchungs-, Vernehmungs- und Arrestierungsrecht über „Verdächtige“ anmaßen; gleichzeitig schworogen die hohen Herrschaften wacker auf Kopien des Kurfürsten, d. h. seiner Untertanen, deren unverhohlene Abneigung sie sich außerdem ganz besonders dadurch zuzogen, daß sie sich zum bevorzugten Zeitvertreib das Verführen der rheinischen Mädchen erboten.

Um so geschäftiger waren die Emigranten dem Mainzer Stiftsadel, dem es an lauten Kriegsgeschrei, an heftigem Fordern eines Kreuzzuges für Thron und Altar gegen die Revolution kaumemand zworthat. Zu den verblendetsten Kreuzpredigern gehörte der Kurfürst selber; er that, was er konnte, um seinen „Kassenoldaten“ zu einem bewaffneten Auszug nach Paris Seite an Seite mit den Truppen der beiden deutschen Großmächte und den prahlrischen Scharen der geflüchteten Adeligen zu verhelfen. So war es mir billig, daß Mainz zum Stelldichein der verbündeten Revolutionfeinde angesetzen wurde, als man bei Gelegenheit der Kaiserkrönung Franz II. im Sommer 1792 es endlich dahin gebracht hatte, die Einzelheiten eines gemeinsamen bewaffneten Vorgehens gegen Frankreich in Erwägung ziehen zu können. Die darauf bezüglichen Konferenzen fanden in Mainz statt, und gleichzeitig jogte vom 19. bis 21. Juli 1792 ein Fest das andere: Kaiser und König, ungefähr fünfzig andere Fürstlichkeiten und die Blüthe des deutschen und französischen Adels weitefernen im Einheimischen von Vorschußloberen. Bei rauschenden Banketten und prunkvollen Illuminationen, die, nebenbei bemerkt, dem mainzer Kurfürsten ein Heidengeld kosteten, vertheilte man das Fell des Bären, ehe dem er erlegt war.

Daz diese letztere Prozedur ein Kinderspiel sein werde, darüber bestand in Mainz unter der einheimischen, wie der zugezogenen Aristokratie nicht der mindeste Zweifel. Allbekannt ist das Wort Bischofsweder: „Meine Herren! Kaufen Sie nicht zu viel Pferde; die Komödie wird nicht lange dauern.“ Demgemäß meinte der mainzerische Oberplankontrakt von Zechenbach: „Ich habe drei Komönie auf meinem Küchenwagen; einen denke ich in Landau, einen in Nancy, einen in Paris zu verzögern.“ Das zugfrüchtige Schlagwort aber gab beim Anzug aus dem geistlichen Mainz einer der französischen Bundesbrüder, der Marquis d'Antichamp, aus, indem er auf den Glückwünsch der Herzogin von Grasimont wegweisend äußerte: „Es ist nur ein Spaziergang nach Paris.“ Den auf dieser militärischen

Promenade etwa noch zu gewältigenden schwachen Widerstand dachte man durch das berüchtigte Manifest brechen, mit dem der Oberbefehlshaber der verblüdeten Kreisfahrer, der Herzog von Braunschweig, die Einmarsch in Frankreich ankündigte. Die blutrünstigen Drohungen dieser einzigartigen Urbarmen waren nicht ein bloßer Einschüchterungsversuch, sondern sie entsprachen vollaus den Gefügungen und Absichten, von denen gleich den übrigen Kräften des Legitimitismus und Feudalismus auch die Mainzer Aristokraten besetzt waren. Bei einem Schwinden der Mainzer Gouverneur General von Gymnich einer Anzahl von Offizieren und Emigranten auf einem ausserlesenen Damenslor gab, wurden als Revolutionäre für hängenswerth erklärt. „Gewach“, meinte Gymnich, „woher die Herren und die Ehre alle nehmen?“ Da erbosten sich die Herren Offiziere zu Hintersdiesten, die Damen aber wollten ihr Haar zu Stricken hergeben. Einer der Mainzer Offiziere versprach dem Gouverneur einen Sac von eignehandig abgeschnittener Jakobinerkopf. „Sofern Sie mir die Hunde selbst!“ antwortete Gymnich, „ich will sie in den Kasematte verschmachten lassen. Seine Frau erbat sich bescheiden als Pariser gebinde bios einen Finger von Petion.“

Wie das preußisch-österreichische Heer unter dem Herzog von Braunschweig abschnitt, als es im Herbst 1792 an die Verwirklichung der zuversichtlich gehaltenen Hoffnungen und der leichtherzig gegebenen Versprechungen ging, rüst der Name Valmy in's Gedächtnis. Augenblicks der festen Haltung, mit der Kellermann's verachtete Revolutionsoldaten am 20. September 1792 auf den Höhen von Valmy dem Feinde die Stirn boten, wagten die Verblüdeten gar keinen ernstlichen Angriff, sondern ließen es bei einer ergebnislosen Aktionade bewenden, deren Vier die Thatache nicht zu überläuben vermochte, da der kontrarevolutionäre Kreuzzug ein fläßliches Fiasco gemacht hatte. Wenige Tage später begann der Rückzug, der nicht durch die Waffen, sondern durch den Typhus ungeheure Verluste brachte und die Verbündeten in vollständiger Auflösung an den Rhein zurückführte. Den Mainzer Offizieren war es nicht beschieden, diesen Zusammenbruch mitzumachen. Das kurfürstliche Kontingent von ungefähr 2000 Mann war, nachdem sein Kriegsherr durch reichliche Belohnung von Freibier die Begeisterung auf den nöthigen Höhepunkt gebracht hatte, zur Bedeckung der Magazine von Speyer am Rhein zurückgelassen worden. Dies Häuslein und ein buntfarbiges Sammelsurium von Invaliden, Nekraten und Fleischvölkern in Mainz selber war Alles, was man in charakteristischem Leichtsinn zur Bewachung der wichtigsten Reichsstadt für nöthig hielt.

Wenn die guten Mainzer deshalb glaubten, fern vom Schutz zu sein, so sollte sich das bald als ein schwerer Irrthum erweisen. Zu Paris kannte man den vertheidigunglosen Zustand von Mainz und war gewillt, Vortheil daraus zu ziehen. Gegen Ende September setzten sich von Landau aus 18000 Franzosen unter General Custine, der trotz seiner hochadligen Abstammung ein eifriger Republikaner war und sich unter Washington's Fahnen in Nord-Amerika militärischen Ruf erworben hatte, in Bewegung und erschienen am 30. September vor Speyer. Die Mainzer Soldaten fochten nicht ganz so schlecht wie ihr übler Ruf es erwarten ließ; aber von dem Obersten Winkelmann, der mir ein Meister in scharfem Kriegskunsttadeln, dagegen weniger in der Kriegskunst war, unverabt. geführt, erlagen sie nach kurzem Kampf der feindlichen Übermacht und wurden heils zersprengt, theils gefangen. Speyer mit seinen Magazine und Worms wurden genommen, die privilegierten Stände beider Orte zu Kontributionen herangezogen, während die Hälfte des Volks gänzlich ungeschoren blieb. Plünderer ließ Custine ohne viel Federlesens erschießen, um zu zeigen, daß es ihm ernst sei mit der revolutionären Parole: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“

Wochenlang zögerte der französische General, dann mit dem weiteren Vormarsch, weil er — Unrecht — Kurath witterte. Senft wäre ohne Weiter-



Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichsstempel, 2 echte Goldbränder, Emaille-Gitterblatt, Mk. 10,50. Diese mit 2 echten übernen Kapellen, 10 Rubis Mk. 18. Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher 2 jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postentgeltung. Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bezahlungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Erst versuchen, dann urtheilen!

Plaumennus..... A. 2,70  
Mélange-Marmelade..... 3,20  
Himbeer-, Erdbeer-, Apfel- und Trauben-Gelée..... 3,20  
Rhein., Apfelskraut..... 3,20  
Zuckerhonig, vorzüglich..... 4,20  
Der 10 Pf.-Eimerfr. u. Nachnahme. Julius Vogel, Nahrungsmittelabrik Altheim a./E., Rheinpfalz.

## Unentbehrlich

bei Rheumatismus, Gicht, Asthma, Magen-, Brust- und Lungenleiden, Influenza sind meine elektrisch präparierten

### Kakteenfelle,

welche auf bloßem Leibe getragen werden, von hervorragenden Heilern auf's Beste empfohlen. Man verlange Preisliste gegen 20 A. im Briefmarken.

Alois Hobelsberger, Nölsdorf, Niederbayern.



Geb. leseb. „Rathgeber“ v. Dr. Becker. Preis nur A. 1, p. Nachnahme A. 1,20. „Buch über die Ehe“ von Dr. Metau. Ungef. A. 2,50 nur A. 1,50, per Nachnahme A. 1,70. J. Kantorowicz, Berlin N. 54, Rosenthalerstraße 10.

### Stütz'sche Hühneraugenringe

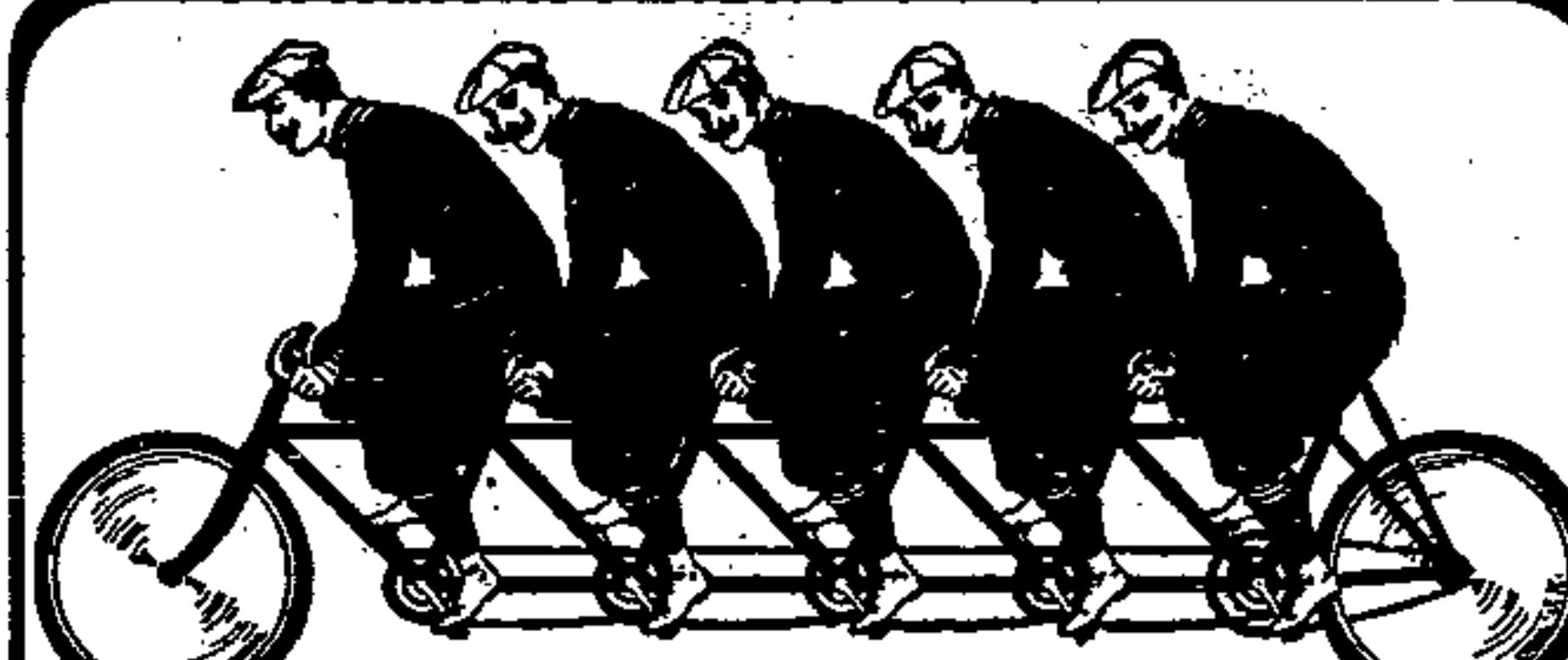
(Ringen m. Blättern), unübertrifft. i. Vergang auf sichere und schmerzlose Wirkung. Kein Versuch, beschw. Schonung der geraden Haut. Schätz. 80 Pf., einzelne Ringe 15 Pf. i. d. Apotheken.

**Billige böhmische Bettfedern!**  
10 Pfund neue geschlissene A. 8, bessere A. 10, schwer daunenw. A. 15, A. 20, schw. daunenw. A. 25, A. 30. Versand franko, zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes 3II, Post Pilsen, Böhmen.

## Sanatogen für die Nerven.

Broschüre auf Wunsch gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.



## „Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1903 unbedingt die besten und trotzdem ausserordentlich billig!

Haben Sie Bedarf in Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörthellen, so fordern Sie meinen Hauptkatalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhalt. Auswahl bei allerbilligst. Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 20.

## Frühkartoffeln weiße Edelstein!

Das beste Geschäft für jeden Gärtner und Landwirth liegt im Anbau dieser Neuzüchtung. Edelstein ist unstrittbar die widerstandsfähigste gegen Mäuse etc. und dadurch im Wuchs nicht gestört, die frühesten aller existirenden Frühkartoffeln, der bekannten Kaiserkrone und anderen guten Sorten noch bei Weitem vorzuziehen.

Die Knollen, von sehr gefälliger länglicher Form, flachliegenden Augen u. gelblichweißen Fleisch, liegen sehr nahe beisammen dicht beim Stock, und sind schon Mitte Juni, wenn gute Kartoffeln auf deutschen Märkten noch sehr teuer sind, mehlig und sehr schmackhaft.

Der Ertrag ist ein für Frühkartoffeln fast unglaublicher, von 6 Pf. Aussaat wurden 2 Btr. geerntet.

Hasserode, den 5. August 1902.  
meinem Vater etwas Saat von Ihrer Edelstein zu senden, wonon ich vor acht Tagen ein Probequantum des reichen Ertrages geschickt erhielt. Ich kann nicht umhin, Ihnen den Dank und die Anerkennung meines Vaters zu übermitteln, aber auch Ihnen zu sagen, daß sowohl meiner Frau als mir eine großartigere Kartoffel noch nicht vorgekommen ist. Es ist eine Freude und ein wahrer Genuss.

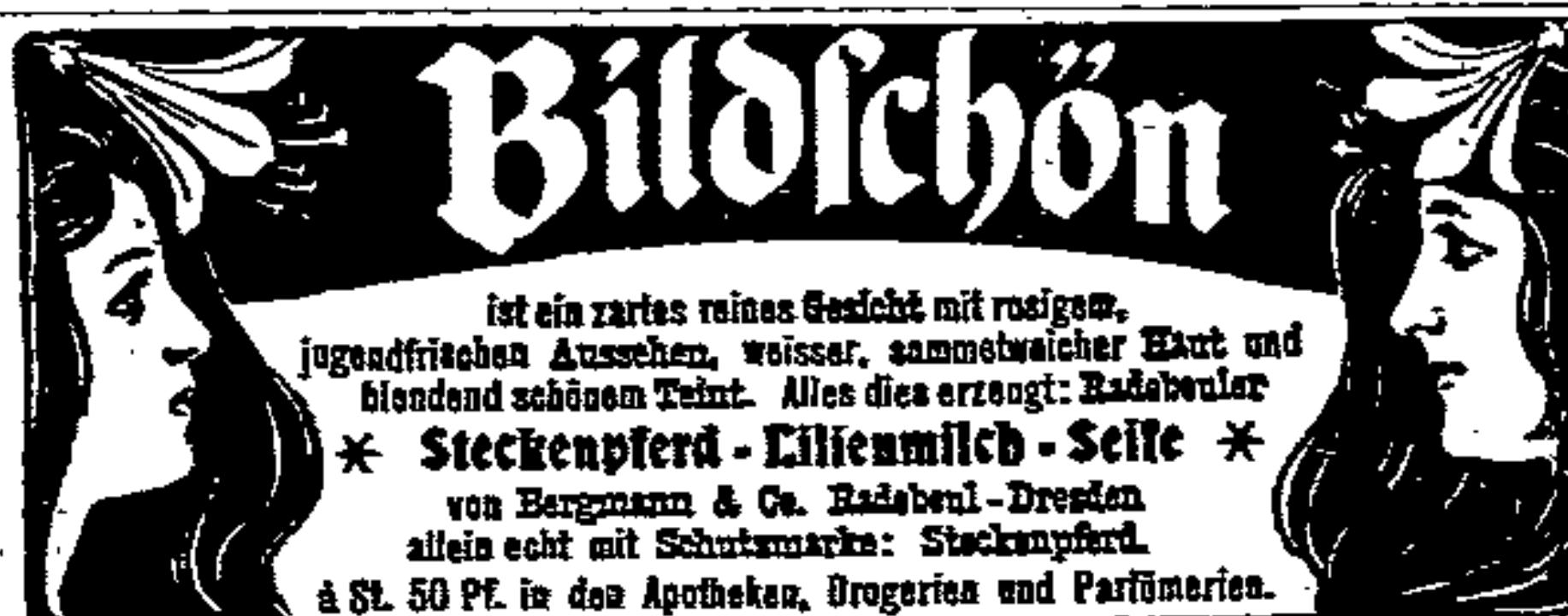
Wir offerieren: 1 Btr. A. 15, 1/4 Btr. A. 5, ein 10 Pf.-Postkoffer A. 3.

Gebrüder Ziegler, Erfurt C.

Lieferanten Sr. Majestät des deutschen Kaisers.  
Versand nur bei Hauptkatalog auf Verlangen gratis u. franko.

frostfreiem Wetter. Langen gratis u. franko.

jetzt erbeten.



## Lungenleiden (chron. Katarrhe und Schwindsucht) heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Ärzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik Dr. Hofmann Nachf. in Meerane (Olt Sachsen) gratis und franko.

## Billigste Bezugsquelle für Cigarren

100 Stück	
3 Pf.-Cigarren	2,-, 2,20, 2,40 Mk.
5 "	2,60, 2,80, 3,-
6 "	3,40, 3,60, 3,80
7 "	4,20, 4,50, 4,80
8 "	5,40, 5,60, 5,80
10 "	6,50, 7,-, 7,50

Musterkisten von 100 Stück, enthalt. 10 verschied. Sorten von je 10 Stück nach beliebig Wahl, stehen zu Diensten.

Carl Streubel, Cigarrenfabrik, Dresden - A., Wettinerstr. 13/14. Der neueste illustrierte Preiscurant wird Jedem auf Wunsch franco zugesandt.

## 42 Millionen Mark.

Baargewinne, darunter Hauptgew. von 600,000 300,000 210,000 200,000 180,000 150,000 etc. kommen in einem Jahre bei 59 Ziehungen durch d. Losgesellschaft, Germania zur Verlosung. Keine Klassenlotterie, keine Serien oder Ratenlose. Gesetz! erlaubt! Kein Schwindle! Prospekt gratis u. fr. Monatsbeitrag nur A. 5 pro Mitgliedsanteil. Anmeldeg. bef. sub. Nr. 169 F. Mecklenburg, Berlin 0.17.

## Billiger Kaffee!

Direkt vom Hamburger Importhafen an Wiederverkäufer und Private!

Per D. Pernambuco neu empf. gross. Parth. ca. 70 000 Pfund

hochfein Brasilkaffee's sollen schmack. in Folge der enormen Erzeugnisse, so lange der Vorrath reicht, billiger geräumt werden. Pro A. (zu teuren Zeiten 100 A. nur 5 pr. A.) Geröstet 80 A. pro A. 91/2 Postkoffer u. Nachnahme m. präm. Röstart. Bei Bahnbefzug 60 A. (1/2 Ballen) 3 A. pro A. billiger. Anerkennung von höchsten Herrschaften. Garantie: Zurücknahme.

Hugo Jansen, Hamburg W. Kaffee-Großhandlung. — Gegründet 1830.

Weltberühmte, haltbare, hohelegante

Kleider-Sammeli gerippt, glatt und vernick. Metallbassklapp., Größe ca. 33cm; dieß. Harmonica, 3 echte Register, 3chörig, 70 Stimm., prächt. Orgelf., feste nur A. 6. Selbstlernschule und Holzsite umsonst hierzu 2, 3, 4, 6, 8chörig, 2 und 3reipig, sowie sogen. Wiener Harmonicas in über 120 Nummern stämmend billig u. doch gut. Neuer Katalog (100 Seiten stark mit 200 Abbild.) umsonst. Mußwert. Violinen, Mundharmonicas, Bandionons, Zithern billigt. Garantie: Zurücknahme u. Geld retour. Kein Risiko. Über 5000 Anschriften.

Wer

## Reizende Neuheiten

von hochfeinen

Schmuckstücken

gut u. billig kaufen

will, verlange gratis

und portof. unter

mit fünfli. Brillant.

reich illust. Preis-

blatt m. über 2000

Abbildungen.

Gebr. Loesch, Leipzig 43.

Unerhört

billig

verdene ich ein

hochfein Jagd-

gewehr, tadell.

Ausführung,

6 mm Angel- u.

Schrotgesch.

Preis n. A. 7,50

pr. Nachnahme.

Aug. Kreinberger

Gewehrmacher

Mehlis (Thür.).

## Meinel & Herold

Harmonika-Fabrik

Klingenthal (Sachsen) Nr. 85 A.

versendet Garantie direkt an die Spieler

pr. Nach. Ihre vorzügl.

lichen Harmonikas.

Nur A. 4 1/2

lost-eine-farb. Koncert-

Zug-Harmonika m. 10

St. 50 stark. Stimm.

(2hörig). Pa. Stahladeratur, off. Staviatur,

3h. (11st.) weit auszieh. Baß m. Metall-

schwurf., vernick. Metallbassklapp., Größe

ca. 33cm; dieß. Harmonika, 3 echte Register,

3chörig, 70 Stimm., prächt.

nur A. 6.

Selbstlernschule und Holzsite umsonst

hierzu 2, 3, 4, 6, 8chörig, 2 und 3reipig,

sowie sogen. Wiener Harmonicas in über

120 Nummern stämmend billig u. doch gut.

Neuer Katalog (100 Seiten stark mit

200 Abbild.) umsonst. Mußwert. Violinen,

Mundharmonicas, Bandionons, Zithern

billigt. Garantie: Zurücknahme u. Geld

retour. Kein Risiko. Über 5000 Anschriften.

Ein wahrer Schatz

für alle durch jugendliche Ver-kränkte

Erkrankte ist das be-

hünte Werk:

Dr. Retau's Selbstbewährung

82. Aufl. Mit 37 Abbildungen.

Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der

an den Folgen solcher Laster

leidet. Tausende verdanken dem-

selben ihre Wiederherstellung. Zu-

sehen durch das Verlags-

markt in Leipzig, Neu-

Buchhandlung.

Oh! wie gut schmeckt dieser Käse!

ruft gewiß Jeder, der sich ein Postkissen

Brutto 10 A. für A. 2 Nachnahme franko

sendet. H. Eduard Geisler, Liegnitz 74.

## Zum Lachen!!

neuestes

Scherz-

Instrument der

fidele

Dudelsack

von Jodermann nach be-

folgt. Anleitung sofort zu

spielen, f. allerlei Scherze,

überhaupt wo man herzlich

lachen will. P. St. 1,75, 4 St.



Mainz in seine Hände gefallen: Hier war nämlich auf die Kunde vom Fall Speiers und das Gericht vom Ammarsch der Sansculotten, deren Zahl die Zama in's Ungeheuerliche anschwellen ließ, unter dem bramarbasirenden Adel eine Panik ausgebrochen, die die unglaubliche Verrottung der deutschen Kleinstaaterei und die grenzenlose Verkommenheit der Privilegiirten in vollem Glanze zeigte.

Georg Forster, der Meister deutscher Prosa, der ein Augenzeuge dieser schmachvollen Vorgänge gewesen ist, erzählt plastisch in seiner „Darstellung der Revolution in Mainz“: „Unbeschreiblich ist der Schreck, welcher seit der Bekanntmachung dieser

ihre Gespanne hatten hergeben müssen, mit einigen Kanonen auf die Wälle zu schleppen, ließen jetzt damit ihren Wein, ihren Hausrath, ihre kostbarkeiten, mit einem Wort, ihre ganze bewegliche Haber an das Rheinufer führen und nahmen zuletzt den Weg über die Brücke nach Frankfurt und anderen entlegenen Orten. Was der durch vervielfältigte Zölle und adelige Privilegien gefähnste Handel nie vermocht hatte, das schuf in einem Augenblick die Furcht: unser schöner, ehwürdiger Rhein gewährte zum ersten Mal den erfreulichen Anblick des lebendigen Fleisches, wozu ihn die Natur so eigentlich hergegossen zu haben scheint. Unzählige Fahrzeuge von allerlei

reichen, mit Edelsteinen und Perlen gestickten Insignien und Meßgewänder, die Bischofsstäbe, Altargewänder, Heiligenbilder von kostbarem Metall und Alles, was unter dem Namen des Domschatzes mehrere Millionen an Werth betragen soll, ließen die anwesenden Kapitulare einknicken und in Begleitung eines aus ihrer eigenen Mitte Gewählten nach Düsseldorf bringen. . . . Zuletzt kam der Kurfürst selbst von Aschaffenburg herüber, und um die guten Bürger über die Gefahr einer Belagerung vollends zu beruhigen, ließ er in Eile seine kostbarsten Effekten fortschaffen und reiste im Dunkel der Nacht in einer Kutsche, woran er das Wappen hatte auslöschen



Bruno Liljefors: Waldschneepfe.

Nachricht unter dem Adel von Mainz, der dortigen Geistlichkeit und den dasselbst noch zahlreicherem französischen Emigrirten herrschte und ihnen eher keine Ruhe ließ, als bis sie sich stämmlich aus dem Staube gemacht hatten. Wäre der Feind schon vor unserer offenen, wehrlosen Stadt gestanden, hätte man ihm nicht mehr entrinnen können, und hätte man den Augenblick der Wiedervergeltung wirklich schon erkannt gehabt, wo der bittere Hohn, die zügellose Verleumdung, die feige Prahlerei, womit man bisher gegen die freien Franken wütete, ihren verdienten Lohn davontragen sollten, wahrlich, man hätte sich nicht komischer bestürzt und mutlos gebärden können. In keines edlen Mainzers Seele leimte der Gedanke an Widerstand; jeder dachte zuerst an Rettung seines Eigenthums, als hätte er vom Staat und seinen Pflichten gegen denselben im Zeitpunkt der gemeinschaftlichen Notth und Gefahr in seinem Leben nichts gehört. Die Vornehmen, die vor einiger Zeit auf Verlangen des Kurfürsten

Größe, mit Waaren tief beladen, Nachten und Nächten mit Hunderten von Passagieren fuhren unanhörlich nach Koblenz hinunter. Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter, und die zuletzt Abgehenden schäten sich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die ersten gekostet hatte, fortzufinden. Mehr als 200 000 Gulden gingen zur Bestreitung dieser schlemmigen Reise aus den Koffern der Fliehenden in die Hände der arbeitenden Klassen — und mit der Hälfte dieser Summe, jetzt noch dargelichen, hätte man Mainz in einen Vertheidigungszustand gesetzt, der es vor dem Angriff eines fliegenden Corps vollkommen sichern könnte. . . . Zu Lande ging die Auswanderung nicht besonnener von Statten; alle Pferde in der Stadt, alle alten und neuen Fuhrwerke fanden ihre Ladung, und die Brücke war mehrere Tage lang vom frühen Morgen bis zum Thoreschluss mit einer ununterbrochenen Reihe von Equipagen, Phaetons, Wiskis, Kutschchen, Chaisen, Frachtwagen und Karren besetzt. . . . Die

lassen, an einen sicheren Zufluchtsort. Noch fehlt der beste Zug an diesem Gemälde. Kaum hatte der Adel und die hohe Klerisei ihre kostbarkeiten gerettet, so erging ein strenges Verbot, daß allen übrigen Einwohnern die Nachahmung bei schwerer Strafe unterlagte. Die letzte Rückung des abschreckenden Despotismus war eine himmelschreiende Ungerechtigkeit mehr.“

Ein paar schöne Züge seien der Forster'schen Schilderung noch beigefügt. Der ausreichende Kurfürst nahm — selbstverständlich aus Bescheiden — die Wittwen- und Waisenkasse mit sich. Der Staatskanzler Albini aber hielt in demselben Augenblicke, wo die Packwagen mit seinem Besitz die Rheinbrücke passirten, über die der Eigentümer selber nachher folgte, eine läwemuthige Ansprache an die Bürger, die auf einmal mit der ganz neuen Auserede: „Liebe Brüder!“ anhob und Widerstand bis zum Neuersten predigte.

(Fortschreibung folgt.)

## Essbare Knollengewächse.

Von L. Grotewitz.

(S. 102.)

Nun giebt es noch manche andere Ziele für den Kartoffelbau. Für manche Zwecke sind besondere "mittlerfrühe" Sorten erwünscht, die im Juli und August verwertet werden können. Sodann sollen manche Sorten einen besonders feinen Geschmack haben, während dieser bei anderen nebenstehlich ist. Die Kartoffelsorten, die bei der Spiritusbrennerei verlangt werden, sollen sehr stärkerich sein. Sehr wichtig ist bei intensivem Kartoffelbau auch der Boden. Es werden daher spezielle Sorten für jede Bodenart gezüchtet. Nun giebt es also für Sandböden zum Beispiel Sorten, die möglichst früh reifen, dabei einen ziemlich hohen Ertrag liefern und zugleich einen hervorragenden Geschmack besitzen. Danach kann sich jeder ein Bild davon machen, wie manngfaltigen Verhältnissen, Dertlichkeit und Künsten sich die Kartoffel bei uns angepaßt hat, und wie schwer es darum für ein ausländisches Knollengewächs ist, das unsere zu verdrängen.

Zu ganz anderer Gestalt als die bisher geschilderten Knollengewächse ist der Tarrow oder Cola (Colocasia esculenta). Er gehört zu der Pflanzenfamilie der Arongewächse. Man sieht häufig unter den Zimmerblumen eine Pflanze mit moosartig großen, aber breiteren Blättern und einer auf dudem Stengel sitzenden weißen Blüthenscheide, die von Unfugigen meist für die Blüthe selbst gehalten wird. Allein dieses schöne Gebilde umschließt erst die wirklichen Blüthen, die ziemlich klein sind, aber wirkungsvoll an einem länglichen Stiel sitzen. Dieses Aronengewächs ist die bekannte Sago. Ihr verwandt ist nun auch der Tarrow, allein seine Blätter sind noch weit breiter. Die Basis der letzteren ist herzförmig und besitzt pfeilartige Ausbildung. Die Knollen, die sich an der Tarrowpflanze bilden, haben die Größe von Rüben und sind ungefähr zwanzig Centimeter lang. Sie sind etwa 1 bis 4 Pfund, im günstigsten Falle 12 Pfund schwer.

Wie viele Aronengewächse, so leicht auch der Tarrow viel Gemütheit, ja er ist eine richtige Saumpflanze. Er wird in nassen Ländereien, auf unzugänglichem oder überschwemmtem Terrain angebaut und zwar nur in den Tropen. Er ist in Ostindien und auf den indischen Inseln einheimisch. Er wird aber außerdem in fast allen Tropengegenden kultivirt. Besonders wichtig ist er auf manchen australischen Inseln, auf denen wir wenig Kulturland vorhanden ist und deren Saumpfboden kaum durch eine andere Pflanze so günstig ausgenutzt werden könnte. Die Entwicklung des Tarrow geht ziemlich langsam vor sich, sie dauert ein ganzes Jahr. Schon deshalb ist ihre Qualität in Gegenen mit nur eingeräumten niederen Klimaten sehr unzureichend. Und doch ist zweifellos wäre zum Beispiel für uns eine Saumpflanze für unsre Ländereien, die bei uns kaum ein beweisbares Gros herausholen! In den Tropengegenden freilich schafft die lange Begegnung nicht viel. Der Winter ist hier ja ebenso warm wie der Sommer.

Auch die Knollen des Tarrow catholica im rohen Zustande grüne Stoffe, die aber ebenfalls bei der Zubereitung verjässen. Die Knollen sind reich an Stärke, sie sind überhaupt sehr hart und besitzen einen recht guten Geschmack. Der Tarrow liefert darüber hinaus noch ein anderes Nahrungsmitel für den Menschen. Seine Blätter werden zur Bereitung eines Stohlgemüses verwendet, das für unsre Polynesier eine wichtige Delikatesse bildet. So ist denn dieses Knollengewächs, das übrigens ein sehr jämmerliches Aussehen hat und deshalb auch im Zimmer gehalten wird, eine der ungünstigsten Kulturpflanzen der Tropen. Es giebt von der Gattung, zu der der Tarrow gehört, noch andere Arten, die ebenfalls fruchtbar werden. Sie führen in den verschiedensten Ländern verschiedene Namen, aber in Größe, Bezeichnung und Qualität gleichen sie dem Tarrow.

Bei gestalt sind die Knollengewächse. Es giebt gar einen Strauch, der Knollen liefert. Ledermann kennt die kleinen häßlichen Kräuter mit den eigenartigen, freilich unscheinbaren Blüthen, die Wolfsmilchpflanzen, aus deren Stengel beim Aufschnitten ein weißer, giftiger Milchsaft tropft. Diese Wolfsmilchgewächse sind in warmen Ländern sehr verbreitet; sie bilden hier häufig Sträucher und Bäume von sehr verschiedenartigem Aussehen. Man möchte es zum Beispiel nicht glauben, daß der Rhizinus, diese gewaltige, herrliche, mit großen, handförmig gespaltenen Blättern ausgestattete Bierpflanze, der man im Sommer häufig auf Schmuckplätzen begegnet, in dieselbe Familie zu zählen ist wie jene ärmlichen Kräuter. Dem Rhizinus nun gleich ist der erwähnte knollenliefernde Strand einigermaßen. Er wird von den Südamerikanern Maniok oder Cassava genannt. Deut im tropischen Amerika ist er zu Hause, und hier vor Allem wird er kultivirt, wenn schließlich sein Anbau auch in anderen tropischen Gebieten betrieben wird. Dem Rhizinus gleich ist der Strand besonders dadurch, daß seine großen Blätter ebenfalls handförmig getheilt sind. Der Maniok wird mehr als zwei Meter hoch. Seine Knollen, lange fleischige Wurzeln, erreichen ein ganz beträchtliches Gewicht, sie geben darin den Yamswurzeln kaum etwas nach. Es ist merkwürdig, daß gerade so viele Knollengewächse ausgesprochene Giftpflanzen sind. Wie unsere Wolfsmilcharten es sind, so ist es nämlich auch der Cassavastrand. Man wird wohl nicht schließen, wenn man das Gift als ein Schutzmittel gegen Thiere auffaßt, und gerade nahrungstreiche Organe, die einem Angriß pflanzenfressender Thiere um so mehr ausgesetzt wären, bedürfen sehr dringend eines Schutzes. Es genügte vollständig, wenn diese betreffenden Organe im frischen Zustande durch Gift geschüttigt waren. Als die Pflanzen sich die giftiger Eigenschaften erwarben, da fauften sie den grimmigsten Feind der Natur, den Menschen, noch nicht. Zu jener grauen Vorzeit lag der menschliche Geist noch im Schlummer, der menschliche Geist, der einst aus der Rübe den Zucker ernten sollte, den er in sie hineingezüchtet hat, der die Gerste in Bier verwandelt und aus den vergifteten Knollen den nahrungstreichen Gehalt herausholen sollte! Denn auch aus den Wurzelknollen des Maniok entweicht die schädliche Ingredienz beim Auswaschen oder Kochen.

Obwohl der Maniok allenthalben angebaut wird, so ist er doch in Brasilien vor Allem eine der bedeutendsten Kulturpflanzen des Landes. Denn hier vertritt das Mehl, das aus den Knollen gewonnen wird, nicht nur die Stelle der Kartoffel, sondern auch die des Brotes. Es giebt eine grobe und eine feine Mehlsorte. Die erste, die außer der Stärke noch marine Bestandtheile enthält, führt den Namen Tapioca oder Mandioca. Sie ist hauptsächlich die Nahrung der Neger. Die bessere und reinere Sorte, die Tapioca heißt, wird dagegen zum Brotbacken verwendet. Das Brot, das daraus gebacken wird, ist leicht verdaulich und sehr wohlschmeidend. Die feinere Mehlsorte gelangt auch nach Europa, sie wird hier ähnlich wie der Sago, denn sie in der Form auch gleich, benutzt. Vom Maniokstrand werden auch die Blätter verwendet, es werden aus ihnen Gemüse und Salat bereitet.

Ein in vielseitiger Hinsicht interessantes Knollengewächs ist die Erdmandel (Cyperus esculentus). Sie weicht nicht nur in der Gestalt, sondern auch in der Art ihrer Verwendung von den bisher erwähnten knollenführenden Kulturgewächsen ab. Das Interessanteste an ihr aber ist vielleicht die Thatjache, daß sie auch bei uns gedeihlt und hier zu vollständiger Entwicklung gelangt, freilich nur ganz selten und nur im Kleinen angebaut wird. Die Erdmandel ist ein Halbgras, ein Niedriggras, sie gleicht einer kleinen, niederen, buschigen Graslandschaft. Ihre Blätter sind ziemlich steif und etwas breiter als die der zarteren Weizengräser. An ihren zahlreichen faserigen Wurzelzweigen hängt nun eine große Menge kleiner runder oder ovaler Knollen, die meist größer als Bohnen sind. Sie haben eine braune, harte Schale und sind mit kleinen Wurzelzügen versehen. Das Innere, das weiß ansieht,

ist hart und rübsig wie eine Marone. Und es schmeckt auch ähnlich wie eine rohe Marone. Doch nur Kinder mögen an der frischen Erdmandel Gefallen finden, wirklich wohlschmeidend aber wird diese, nachdem sie einige Monate lang in einem trockenen Raum aufbewahrt worden und ganz ausgedörrt ist. Dann schrumpfen die Wurzelaarne zusammen, der Kern schmeckt ähnlich wie eine Haselnuss, doch ist er süßer und hat noch ein eigenes Aroma. Wer Nüsse und Mandeln gern ist, der wird in der Erdmandel eine Bereicherung dieses Genussweiges finden. Selbst die harte Schale bleibt der Knollenfrucht in gedörrtem Zustande eine Art Makronengeschmack; allerdings finden Manche die harte Schale, die nicht wohl entfern werden kann, störend beim Genusse. In Südeuropa bringt man die Erdmandeln oft als Dessert auf den Tisch, doch werden sie dort auch in besonderer Zubereitung als ein Nahrungsmittel, das sehr gehaltreich ist, verwendet. Aus den Erdmandeln kann auch ein sehr feines Öl gepreßt werden. Ferner finden die Früchte als Kaffeesurrogat Verwendung. Doch Surrogat ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn ebenso gut könnte man dann die Chokolade so bezeichnen. Vielmehr hat die geröstete, gemahlene und mit Wasser aufgebrühte Erdmandel ihren eigenen Geschmack, der in der Mitte zwischen Kaffee und Chokolade steht. Doch in einer solchen Verwendung wird die Erdmandel bei uns wohl kaum größere Beachtung und Verbreitung finden, denn Kaffee und Chokolade genügen allen Ansprüchen. Wäre die letztere unbekannt, so möchte die Erdmandel wohl eher Erfolg haben. Allein als unzartige Delikatesse verdiente dieses Knollengewächs eine viel größere Beachtung, zumal in Deutschland und vorzüglich im nördlichen. Ein Nutzen ist hier kein Ueberfluss, Wallnüsse, selbst Haselnüsse trifft man recht selten in Kultur und ebenso wenig — die letzteren kommen hierbei ja nur in Betracht — in der freien Natur. Da ist der Anbau von Erdmandeln entschieden empfehlenswerth. Der Verfasser dieses Artikels kultivirt sie seit vielen Jahren und ist mit dem Ergebniß sehr zufrieden. Zweierlei Vorwürfe macht man ihnen: Einmal sollen sie zu wenig Ertrag liefern, und dann soll die Ernte zu unständlich sein. Aber wenn man bedenkt, wie ungewiß der Ertrag beim Haselstrauß ist, wie viele Jahre vergehen, ehe er überhaupt Früchte bringt, und wie viel bei diesen auf Schale und Hohlraum abzurechnen ist, wenn man alles das in das richtige Verhältniß setzt, dann wird man die Erdmandel für ebenso lohnend wie den Haselstrauß, eher für lohnender halten müssen. Die Ernte erfordert dieselbe Mühe wie die der Kartoffel. Aber da die Knollen kleiner sind und nicht so tief liegen, so ist die Arbeit jedenfalls nicht anstrengend. Nach der Ernte werden die Erdmandeln sofort gewaschen, indem sie in Weidenkörbe oder Siebe gelegt und mit Wasser begossen werden. Allsdann werden sie in einem trockenen, am besten warmen Raum aufbewahrt. Der Anbau ist ganz leicht. Die Erdmandel ist sehr anspruchslos, sie gedeiht auch noch in magerem Sandboden; um so empfehlenswerther ist sie für das nördliche Deutschland. Man legt die Knollen um den 20. Mai und erntet sie etwa Mitte Oktober, wenn das Kraut ein herbstliches Kolorit angenommen hat. Die Erdmandel ist in den Mittelmeerlandern einheimisch und wird hier schon seit alten Zeiten allgemein angebaut. —

Die eßbaren Knollengewächse bilden keine natürliche botanische Gruppe. Darum sind sie in ihrer äußerer Gestalt so verschiedenartig wie möglich. Und würden wir noch andere Vertreter dieser Knollengewächse schildern, so würden wir die Reihe noch bunter machen. Lokal werden nämlich noch hier und da in warmen Ländern Knollengewächse vorkommen, die sich an Bedeutung freilich nicht mit den erwähnten messen können, höchstens mit Ausnahme der Erdmandel. Doch gerade diese darf sie hier nicht fehlen. Wer spricht nicht gern von einem Freunde, der weit hin unbekannt ist und doch weit hin bekannt zu werden verdiente! —

# Dungara's Rache.

Skizze von Rudyard Kipling.

**M**atui wartete in dem Dicicht die ganze Nacht hindurch; und am Morgen kam aus dem Hause ein schönes Weib heraus, wie Matui es noch nie zuvor gesehen hatte, und in ihren Armen lag, sanber angezogen, Matui's Kinderchen. Lotte verstand wenig von der Sprache der Buria Kols, aber wenn eine Mutter zu einer Mutter spricht, ist jede Sprache leicht zu verstehen. Daran, wie Matui furchtlos den Saum ihres Kleides streichelte, an den leidenschaftlichen Kehllauten und den sehnlichst verlangenden Augen erkannte Lotte, mit wem sie es zu thun hatte. Und so nahm denn Matui ihr Kind wieder und versprach, die Dienerin, ja, die Sklavin des wunderbaren weißen Weibes zu sein; denn ihr eigener Stamm würde sie jetzt auch nicht mehr aufnehmen wollen. Und Lotte weinte zusammen mit ihr, — nach deutscher Manier, wobei sehr oft die Nase geschnaubt wird.

„Zuerst das Kind, dann die Mutter und schließlich der Mann, — und Alles zur Ehre Gottes,“ sprach Justus, der Hoffnungsreiche. Und der Mann kam auch, mit einem Bogen und Pfeilen, und war sehr wütend, denn er hatte jetzt Niemand, der für ihn kächte.

Über die Geschichte dieser Mission ist lang und ich habe keine Zeit zu erzählen, wie Justus, um eingebettet seines unvorsichtigen Vorgängers, Moto, Matui's Mann, wegen seiner Herzlosigkeit richtig abkanzelte; wie Moto einen gehörigen Schreck bekam, dann aber, als seine Furcht vor einem plötzlichen Tode geschwunden war, sich ein Herz fasste und der treue Brudergenosse und der erste Befehrte Justus' wurde; wie die kleine Gemeinde wuchs, zum großen Missvergnügen Athon Dazé's; wie der Priester des Gottes der Dinge, wie sie sind, einen spitzfindigen Disput mit dem Priester des Gottes der Dinge, wie sie sein sollten, hatte und dabei den Kürzeren zog; wie die Abgaben für den Tempel des Dungara an Geflügel, Fisch und Honigscheiben allmälig in Fortfall kamen; wie Lotte die Weiber mit dem Fluche Eva's bekannt machte und wie Justus sein Bestes that, den auf Adam lastenden Fluch verständlich zu machen; wie die Buria Kols dagegen rebellierten und sagten, daß ihr Gott ein müßiggehender Gott sei, und Justus allmälig ihre Skrupel gegen die Arbeit überwand und ihnen zeigte, daß der schwarze Boden reich an anderen Produkten sei als an Erdnüssen allein.

Alle diese Dinge machen die Geschichte vieler Monate aus und die ganze Zeit hindurch sah der weißbüfige Athon Dazé nach Nachtwegen der Ver nachlässigung, die man Dungara und dem für ihn fälligen Tribut angedeihen ließ. Mit der Schlächtigkeit des Wilden henschelte er Justus Freundschaft und deutete sogar die Möglichkeit seiner eigenen Beklehrung an; aber zu der Gemeinde des Dungara sprach er düster: „Die von des Pastors Heerde haben Kleider angezogen und dienen einem arbeitsamen Gott. Deshalb wird Dungara sie schwer schlagen, daß sie sich mit Heulen in die Wasser des Berbulda stürzen werden.“ Und in der Nacht dröhnte und ätzte der rothe Elephantenzahn zwischen den Hügeln und die Gläubigen wachten und sprachen: „Der Gott der Dinge, wie sie sind, bereitet Rache vor gegen die Abtrünnigen. Sei gnädig, Dungara, zu uns, Deinen Kindern, und gib uns ihre ganze Gnade!“

\* \* \*

Spät in der kalten Jahreszeit kamen der Verwalter und seine Gattin in den Distrikt der Buria Kols. „Gehen Sie und sehen Sie sich Athon's Mission an,“ sagte Gallio. „Er thut Gutes nach seiner Art, und ich denke, es wird ihn freuen, wenn Sie die kleine Bambusrohrkapelle einweihen, die er glücklich zu Stande gebracht hat. Auf jeden Fall werden Sie einen zivilisierten Buria Kol zu sehen bekommen.“

In der Mission war Alles in großer Aufregung. „Nun wird er und die hulbreiche Lady mit eigenen Augen sehen, daß wir ein gutes Werk gethan haben, und wir werden ihm unsere Befahrten vorstellen, Alles in ihren neuen Kleidern, die sie sich eigenhändig gemacht haben. Es wird ein großer Tag sein für den Herrn immerdar!“ sprach Justus; und Lotte sagte: „Amen!“

Justus hatte in seiner ruhigen Weise ein bisschen Eifersucht gegen die Baseler Webeschulen-Mission gefühlt, denn seine eigenen Befahrten waren ungeschickt. Doch kürzlich hatte Athon Dazé einige von ihnen dahin gebracht, die glänzenden, seidenähnlichen Fasern einer Pflanze zu bearbeiten, die in Massen auf den Panthbergen wuchs. Das ergab ein weißes und glattes Zeug, einen Stoff, ähnlich dem Tappa der Sibinsulauer, und an diesem Tage sollten die Befahrten zum ersten Male Kleider daraus tragen. Justus war stolz auf sein Werk.

„Sie sollen herunter kommen, angethan mit weißen Kleidern, den Verwalter und seine hochgeborene Lady zu begrüßen, und singen: Nun danket Alle Gott! Dann wird er die Kapelle öffnen und dann . . . dann wird selbst Gallio aufspringen, zu glauben. Bleibt so stehen, meine Kinder, immer zwei zusammen, und . . . Lotte, warum kratzen Sie sich so? Es schickt sich nicht, zu wackeln, Nala, mein Kind! Wenn der Verwalter hier ist, wird ihn das verbriezen.“

Der Verwalter, seine Frau und Gallio kletterten den Hügel zu der Missionstation herauf. Die Befahrten waren in zwei Reihen aufmarschiert, eine weiß schimmernde Linie, fast vierzig Köpfe stark. „Oh,“ sagte der Verwalter, der sehr auf seinen Werth eingebildet war und sich für den zu halten schien, der das Unternehmen von Anfang an gefördert hatte. „Das geht ja tüchtig vorwärts, wie ich sehe; ordentlich mit schwunghafter Schnelligkeit.“

Niemals wurde ein wahreres Wort gesprochen! Die Mission ging tatsächlich vorwärts, wie er gesagt hatte. Zuerst machten sich nur leise Bewegungen schamhaften Unbehagens bemerkbar; aber bald sprangen sie, wie Pferde bei Inspektionsstichen, und nahmen Sätze, wie rasend gewordene Känguruhs. Vom Panthhügel herab ließ der rothe Elefantenzahn ein scharfes, schmerzlich klüngelndes Geheul erkennen. Die Reihen der Befahrten kamen ins Wanken, brachen aneinander und zerstreuten sich unter Zetern und Schmerzensschreien, während Justus und Lotte starr vor Schrecken standen.

„Das ist Dungara's Rache!“ schrie eine Stimme. „Ich verbrenne, ich verbrenne! Zum Fluss oder wir sterben!“

Die Menge rannte und stürzte dem Felsen zu, die über den Berbulda herunter hingen. Sie trampelten und wanden und krümmten sich und zerrissen ihre Kleider, während sie liefen, und der Donner von Dungara's Drommete verfolgte sie. Justus und Lotte eilten mit Thränen auf den Verwalter zu.

„Ich kann es nicht verstehen!“ feuchte Justus. „Gestern hatten sie noch die zehn Gebote im Herzen. Was bedeutet das? Alle guten Geister zu Wasser und zu Lande loben Gott den Herrn! . . . Nala! O, schäm Dich!“

Schreiend rannte sie dort in großen Sprüngen den Felsen über ihren Häuptern hinauf, Nala, einst der Stolz der Mission, ein Mädchen von vierzehn Jahren, gut, gelehrt und tugendhaft — und jetzt nackt wie der junge Tag und wütend wie eine Wildkatze.

„Habe ich darum,“ schrie sie wild und schleudernde ihren Rock gegen Justus, „habe ich darum mein Volk und Dungara verlassen? Um des Feuers Eures Gebetplatzes willen? Blinder Affe, kleiner Erdwurm, gedörrter Fisch, der Du bist! Du sagtest, ich würde nie verbrennen. O Dungara, ich verbrenne jetzt! Ich verbrenne jetzt! Habe Gnade, Gott der Dinge, wie sie sind!“

Sie wandte sich um und sprang in den Berbulda hinunter und die Drommete Dungara's brüllte in Jubeltönen. Die Letzte der Befahrten von der Tübinger Mission hatte eine Viertelmeile des reisenden Stromes zwischen sich und ihre Lehrer gebracht.

„Gestern noch,“ gurgelte Justus, „Lehrte sie in der Schule A, B, C, D, . . . O, das ist des Satans Werk!“

Aber Gallio betrachtete nengierig den Rock des Mädchens, der zu seinen Füßen niedergefallen war. Er fühlte das Gewebe, schlug seinen Händärmlen etwas über das Handgelenk zurück und preßte ein Stück des Tuches gegen das Fleisch. Eine stark geröhrte Hizblase zeigte sich auf der weißen Haut.

„Aha,“ sagte Gallio ruhig, „das dachte ich mir.“ „Was ist das?“ fragte Justus.

„Ich würde es das Nessiggewand nennen, aber . . . Woher haben Sie das Garn zu diesem Tuch?“

„Athon Dazé hat es gegeben,“ antwortete Justus. „Er zeigte den Knaben, wie es verarbeitet werden müsse.“

„Der alte Fuchs! Wissen Sie, daß er Ihnen die Milgitressel zu verarbeiten gegeben hat — Girardenia heterophylla? Kein Wunder, daß sie sich främmten. Es steht ja sogar, wenn man Brückenseite daraus macht, selbst wenn man es vorher sechs Wochen lang eingewässert hat. Der schlame Hund! Eine halbe Stunde würde es dauern, bis es durch ihr dickes Fell brent, und dann . . .“

Gallio brach in Lachen aus. Lotte aber weinte in den Armen der Gattin des Verwalters und Justus hatte sein Gesicht mit den Händen bedekt.

„Girardenia heterophylla!“ wiederholte Gallio. „Kreuz, warum sagten Sie mir das nicht? Ich hätte es Ihnen ersparen können. Gewebtes Feuer! Jeder, außer ein nackter Kol, würde es gekannt haben. Aber, soweit ich sie kenne: Die werden Sie nie wieder bekommen!“

Er schaute über den Fluß, wo an den feuchten Stellen die Befahrten sich jammern wälzten, und das Lachen in seinen Augen erstarb, denn er sah, daß es mit der Tübinger Mission bei den Buria Kols aus war.

Niemals wieder, obgleich sie drei Monate hindurch traurig um die verlassene Schule herumstrichen, gelang es Lotte oder Justus, selbst die verheizendsten Stücke ihrer Heerde schmeichelnd zurückzurufen. Nein! Das Feuer des Gebetplatzes hatte der Befehrung ein Ende gemacht, ein Feuer, das durch alle Glieder rannte und naged in die Knochen drang. Wer wollte es wagen, ein zweites Mal den Zorn Dungara's herauszufordern? Laß den weißen Mann und sein Weib anderswohin gehen! Die Buria Kols wollen nichts von ihnen wissen! Eine offiziöse Botschaft an Athon Dazé, des Inhaltes, daß Athon Dazé und die Priester des Dungara von Gallio am Tempelschrein aufgehängt werden würden, wenn nur ein Haar auf Justus' oder Lotte's Haupt gekrümmt würde, schükte das Paar vor den knorrigen Giftpfeilen der Buria Kols. Aber weder Fisch noch Geflügel, weder Honigscheiben noch eingepökeltes oder frisches Schwein wurden ferner vor ihre Thür gebracht. Und leider kann man nicht von Sanftmuth allein leben, wenn das Fleisch fehlt.

„Laß uns gehen, mein Weib,“ sprach Justus. „Hier ist nicht gut sein und der Herr hat es gewollt, daß irgend ein Anderer dieses Werk übernehme — zu guter Stunde, wenn die Zeit des Herrn erfüllt ist. Wir wollen von dannen gehen und ich will . . . ja, etwas botanische Studien will ich treiben.“

\* \* \*

Wenn irgend Jemand begierig ist, die Buria Kols von Neuem zu befahren, so findet er wenigstens noch die Ruinen eines Missionshauses am Fuße des Panthberges. Aber über die Kapelle und die Schule des hochehrwürdigen Herrn Justus Kreuz ist längst schon das Dschungel gewachsen. —

## Schätze für die Poesie.

**Immer schöpft zu Eurer Dichtung**  
**Ihr das Gold aus Sagenzeit,**  
**Immer singt Ihr nur der Mächt'gen**  
**Und der Kön'ge Leid und Streit.**  
**Seht Ihr denn nicht auch das Schöne**  
**Blühen in der Wirklichkeit?**  
**Schaut Ihr denn nicht auch das Grosse**  
**Eures Volkes, Eurer Zeit?**

**Eure Helden leben immer**  
**Nur im grauen Alterthum,**  
**Und Ihr wisst allein zu singen**  
**Ihren rohen Kriegesrhythmus.**  
**Doch für jene Kriegbereiter**  
**Einer neuen, besser'n Zeit,**  
**für des Menschenthumes Kämpfer**  
**Habt Ihr keinen Vers bereit.**

**Sucht nicht blos in alten Zeiten**  
**Eure Helden zum Gedicht,**  
**Durch die Gegenwart auch schreiten**  
**Segenbringer, stark und licht.**  
**Schweift nicht in die weite Ferne**  
**Nach den Stoffen zum Gesang,**  
**Denn es ruht im Heimatlande**  
**Reiches Erz von gutem Klang.**

**Steigt in Eures Volkes Tiefen —**  
**Dort ist ein poet'scher Schacht,**  
**Wo von dichterischen Erzen**  
**Alles funkelt, glänzt und lacht.**  
**Grabt in diesem dunkeln Schachte**  
**Liebevoll so spät wie früh,**  
**Und Ihr werdet reichlich haben**

**Schätze für die Poesie. —**

Robert Seidel.

**Beim Stellmacher.** Die Werkstatt ist nicht groß. Nach dem Hof hinaus ist sie an das Haus angebaut. Eine zweitürige Holztür führt hinein. Das Licht fällt durch ein kleines Fenster, auf dessen Bogen die Hobel stehen. Und rechts und links vom Fenster Behälter für Werkzeug: Zangen, Bohrer und Sägen. Der Haufen mit dem Helm steht an der hinteren Wand. Späne am Boden und halbseitige Werkbänke.

Die junge Nachbarin lehnt an der Hobelbank vor dem Fenster. Sie hat einen Stroh zur Reparatur gebracht. Der Stiel ist abgebrochen, grob am Ende, wo er in's Rädchenholz hineingepasst ist. In der rechten Hand hält sie den Stiel, in der linken das Holz mit den Rädchenzähnen. "Wird's noch zu machen geh'n, Meister Stellmacher?"

**Der jugendliche Stellmacher.** Der rechte Fuß drückt das Stielholz herunter, das Schraubmeier hält er in der Hand. Der Spann, den er zu ziehenden angefangen, ist nicht zu Ende gebracht. Das mit dem Stroh wurde sich schon machen lassen. Was wäre es denn sonst ginge.

Ein Löffl giebt das andere, und ehe man sich's versieht, ist man in's Blumenfeld gekommen. Die Nachbarin läuft und der Alte schmunzelt. Zusammen, in einem Drama, kann man nicht arbeiten; man muss auch einmal auf verprüppeln.

**Waldschopfe.** "Och, da kommen sie," sagt der Jagdmeier und er ist im Jagdzelt im Recht. Im Süden England in die Schweiz allerdings schon etwas früher da. Vor einem lauen Abend zieht sie an jedem Waldspazier, dort wo Bäume sich an lebendes Stangenholz lehnen. Ihre Jagdzunge, erlungt im Feuer, kann nur durchausgängigem dumpeau geworden. In dieser Zeit zieht sie der Jäger auf dem Lande. Da sie aber ganz unverwachst, nur für einen Augenblick und in der Orientierung entsteht, so es nicht so leicht, sie heranzuholen. Bei schlechtem Wetter jagt man sie auf dem Hunde; da ist der Jäger vorbereitet und kann eben sicher schnappen.

Unser Bild zeigt die Schweiz, wie sie kommt. z. B. Jagdzug führt. Vor langer Schneebel ist an der Spitze jetzt schmiedend, mit ihm zieht sie aus dem jungen Waldnadeln Bäume und Zweige. Die Jagdzunge ist ein feiner Spazierstab. Einmal anders mag es aber mit dem jagdzumischen "Schäppendien". Die Gedanken der Schweiz werden mit ihrem Inhalt

sein gehackt, das Gemengsel streicht man auf Butterjammel und hägt es leicht in der Bratröhre. Nunmehr Menschen, die gern prozen wollen, meinen, das wäre eine Delikatesse. Na ja! Mahlzeit!

**Eisenhartkuren.** In einem amüsanten Kapitel des "Simplicissimus" lässt Grimmelshausen seinen Helden erzählen, wie er den Bauern in Lothringen ein Dreszeng durch Marktchreierei als wunderwirtendes Heilmittel ausschwärzte und ihnen das nötige Geld abknöpfte, um sich nach Deutschland durchzuschlagen. Die daraus geführte Warnung vor den freudigen Quacksalbern hat offenbar nicht viel genützt; denn noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts findet sich die dreifeste Marktchreierei in voller Blüthe, selbst in den größten Städten. In Mainz verkaufte noch im Jahre 1771 Quacksalber beispielweise Pillen, die angeblich aus Segentrochenmehl und Schweine-Urin hergestellt waren und gegen die fallende Sucht unfehlbar helfen sollten. Gefärbte Käseschmier, die dem zu Kurirenden blos vorgehalten zu werden brauchte, war für andere Krankheiten gut. Das Publikum glaubte an die Medikamente, der Absatz war reißend. Um dieselbe Zeit gab es regelrecht promovirte Doktoren, die in wahren Eisenhartkuren machten, trotzdem aber als berufene Vertreter ärztlicher Kunst tiefen Zulauf hatten. Ein angelehrter Vertreter dieser Sorte von Jüngern des Hippocrates war der Lothringische Arzt Dr. Lissauer, von dem ein Reisejournalesteller aus der Mitte des 18. Jahrhunderts berichtet: "Den 13. frühe sah ich die in der Welt viel Aufsehen machenden und wirklich bewundernswerten chirurgischen Operationen des berühmten Lothringischen Doktor Lissauer, der durch einige Schläge und Baddenstreiche, die vor Ohrenfeigen passirten konnten, die Leute etwas besser hören und durch verschiedene andere Drehungen und Wendungen die weissen und vertrüben Glieder brauchbar machen konnte. Einige Knödel bei Kindern hat er auch verändert und hineingeschoben, die Köpfe weggefuetet, die Ragen mit dem Kopf in die Höhe gehoben; so mit und allen anderen ein Rätsel gelöscht; und auch bei Kindern einen kurzen Fuß länger gemacht, als welches ich selbst gesehen, auch einige Stammelnde besser reden und zuletzt auch einige, so die fallende Sucht hatten, durch Schläge auf den Kopf und Rücken, zu Boden geworfen und durch unermüdliche Losbremung zuletzt Pistolen zu ersticken gesucht und dadurch sie kuriren wollen; ob es ihnen in der Folge geholfen, kann ich nicht sagen." Der Kurfürst von der Pfalz musste dies wohl geglaubt haben, jemals er den ärztlichen Zauberkünstler mit einer goldenen Medaille dekorirte. Einem anderen Repräsentanten des Eisenhartkunstes ging es — vier Jahrhunderte früher — nicht so wohl. Im Jahre 1371 ließ sich der Mainzer Erzbischof Gerlach von einem französischen Arzt behandeln und ward von ihm gegen Steinschmerzen mit einem so wirksamen Abführmittel behandelt, daß selbst die Eingeweide mit abgingen. Der Patient lag mehrere Tage wie tot da und verstarb dann. Der Arzt ward für seine Radikalität im Main ertränkt.

**Die grosse Insel Madagaskar** verbüllt sich in ihrer Thier- und Pflanzenwelt wie ein selbstständiger Erdtheil. Seit langer Zeit von Afrika getrennt, hat sie den Fortschritts von Lebewesen bewahrt, den Europa und Afrika schon vor langen Zeiträumen wieder verloren hat. So hat es Madagaskar nie zur Bildung von höheren Kultivierungen und Ackerbau gebracht. Auch in der Pflanzenwelt bezeichnet Madagaskar eine selbstständige Provinz, es hat sehr viele Gewächse von abweichendem Typus, überhaupt sind drei Viertel aller Pflanzenarten ihr allein eigenständlich. Nach dem französischen Bericht des Dr. del Castillo über "Madagaskar zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts" entfällt die Insel ihrem Bodenrelief und Klima nach drei verschiedenen Regionen. Die südliche, die aus altem Gestein gebildet ist, fällt nach dem Meer sehr hoch ab. Die mittlere bildet ein Plateau mit sehr ausgeprägten Jahreszeiten. Es gibt da eine sehr lange Regenzeit und eine Trockenperiode, welche der Süden nicht besitzt. Endlich die westliche Region wird gebildet von Ablagerungsgestein, sie neigt sich fast nach dem Meer zu. Auch sie besitzt zwei verschiedene Jahreszeiten, eine regnerische und eine trockene. Die Pflanzenwelt, die in diesen drei Regionen wächst, hat natürlich ein sehr verschiedenes Aussehen. Castillo unterscheidet sechs Pflanzenformationen auf Madagaskar. Rings um die Insel zieht sich ein Band von Strandvegetationen. Im Osten wird die Meeresküste von Mangrovewäldern bedeckt, jener eigenartigen tropischen Pflanzflora, die mit ihren in einander ver-

flochtenen Luftwurzeln ein undurchdringliches Dickicht bildet. Die Mangrovenwälder wachsen im Wasser, sie stehen also dicht an der Küste oder ziehen sich eine Strecke weit die Flussmündungen hinunter. Die Küste wird von einem höchsten zwölf Kilometer breiten Strand von sandigem Terrain gebildet, das von dem Lauf der Flüsse stetig verändert wird. Diese Sandbarre vor dem Meere versperrt den Flüssen den Weg nach dem Ozean, und so entstehen anstatt einfacher Mündungen eine Unzahl von Lagunen und Kanälen. Auf dem feuchten Boden erheben sich dicke Wälder, in denen die Kasuarinen vorherrschen, hohe Bäume von schachtelhalmartigem Aussehen, die sonst den Wäldern Australiens ihr fremdartiges Gepräge verleihen. In diesen Strandwäldern wächst auch der Kopalbaum, der ein geschätztes Harz liefert. Hier ist auch die madagassische Kammenpflanze (Nepenthes) zu Hause, die Gefäße zum Insektenfang besitzt, und die seltsame Fensterpflanze, zwischen deren Blattrippen die grüne Blattblüte fehlt, so daß die Blätter wie Gitterfenster aussiehen. Die Hügelregion der Ostküste wird besonders von Bananen- und Bambusgewächsen bis zu einer Höhe von etwa 800 Metern bedeckt, darüber beginnt die Waldregion, die, von vielen mitbringenden Baumarten gebildet, sich bis 1300 Meter hinaufzieht. Ebenholz, Palisanderholz, Mahagoniholz und Kautschuk liefern diese Wälder, in denen im Uebrigen die Farne vorherrschen. Das Plateau der mittleren Region wird thils von üppigen Wäldern mit hohen Bäumen, breitblättrigen, saftigen Gewächsen und dichtem Unterholz eingenommen, theils aber auch von weiten, eintönigen Gegenden mit dünnen Gräsern. Hier wachsen die charakteristischen Wüstenpflanzen Südafricas, dörre, dornige Sträucher, filzige und dickschädlige Gewächse und Haidekräuter. Im Südwesten wird die Vegetation noch dürner, aber nach dem Norden zu gestaltet sie sich freundlicher und üppiger. Hier werden die Palmen häufiger, zahlreiche Gummibaumarten wachsen hier. Die Strandvegetation bildet inentwirrbare Dicichte und üppiges Gras wächst auf waldleeren Gebieten. — wi.

**Haltbare Bestecke.** Soweit in den Haushaltungen Bestecke mit Holzgriffen gebraucht werden, tritt und mehr oder minder langsam Gebrauch der grohe Uebelstand ein, doch sich die Metalltheile in den Hesten lockern. Das dann erforderliche neue Einketten vermag meist den Uebelstand auch nur auf kurze Zeit zu be seitigen; aus diesem Grunde haben denn auch die Bestecke viel Anfang gesunden, die aus Gußstahl in einem Stück hergestellt sind. Abgesehen davon, daß diese Bestecke nun wieder recht theuer sind, haben sie den Nachtheil, daß sie ein verhältnismäßig großes Gewicht aufzuweisen. Die Bestecke aber, welche die Zinken oder die Schneiden in ähnlicher Weise wie bei Holzgriffen in metallenen Hesten besitzen, und bei welchen die Verbindung durch Einketten hergestellt wird, sind durchaus nicht praktisch. Durch das Abwaschen wird nämlich der Kitt erwärmt und aufgeweicht; da er keinen anderen Anstrich als zwischen Hest und Einlage findet, so muß er hier theilweise austreten, wobei er das eigentliche Schwerzeug mit herauszieht. Auf diesem Wege werden die Bestecke nicht nur bald in derartigen Metallhesten sehr losen sondern die Stelle des Überganges vom Hest zum Messer oder zur Gabel zeichnet sich oft durch Schmutzablagerungen aus, wie man dieses leider sehr oft in manchen Restaurants bei aufmerksamem Betrachten leicht erkennen kann. In der letzten Zeit findet nun ein Patent auf dem Gebiete der Herstellung praktischer Bestecke Anwendung, das die vorerwähnten Uebelstände zu beseitigen geeignet ist. Nach diesem Verfahren werden die hohl gegossenen Hesten durch geeignete Verlöthen mit den Gaben oder den Messern sei verbunden. Derartig erzeugte Bestecke können selbst mit lachendem Wasser Stunden lang behandelt werden ohne daß sie in irgend einer Hinsicht Schaden nehmen. Für die Gesundheitspflege ist dieses darum sehr wichtig, weil man vielfach die bisher bestehenden Wunden durch Angreifen mit wenig heizendem Wasser abwaschen kann. Auch haben aber wissenschaftliche Untersuchungen gezeigt, daß in solchen Fällen noch sehr viele Krankheitserreger auf den gereinigten Bestecken lebensfähig bleiben. Den verlötheten Dauerbestecken aber kann das Abwaschen so heiß, als man nur immer will, gewöhnt werden. Die Wandungen der hohlen Griffe müssen stark genug, um den üblichen Beanspruchungen genügenden Widerstand entgegenzusetzen, so daß die Haltbarkeit dieser Neuheit allen Anforderungen genügt. — y.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.